

Die Bejagung des Bibers (*Castor fiber* L.) von der Steinzeit bis zur Gegenwart

VON J. DIEBERGER

Abstract

Hunting beavers (*Castor fiber* L.) – from stone age to present times

A comprehensive study of the relevant literature showed various aspects of hunting beaver over the last millenniums. Most important motivation was achieving pelt and venison, as well as Castoreum, which was used as medication in manifold applications. Only as late as when the beaver population had decreased dramatically in central Europe, the species was considered a “pest” to forestry. Additionally different hunting methods are described (similar for the “amphibian” wildlife species, beaver and otter) and the early re-introduction efforts are discussed.

Key words: beaver hunting, trapping, prehistoric times, historic times, *Castor fiber*

Zusammenfassung

Eine umfangreiche Literaturrecherche ergab detaillierte Einsichten in unterschiedliche Aspekte der Biberbejagung. Motivation war vor allem die Erbeutung von Pelz und Wildbret, sowie die überaus vielfältige Verwendung von Castoreum (Bibergeil) in der Heilkunde. Erst spät – eigentlich als der Biber bereits sehr selten geworden war – sah man ihn als „Schadtier“ an. Die unterschiedlichen Jagdmethoden, die für die beiden „amphibischen“ Wildarten Fischotter und Biber recht ähnlich waren, sowie frühe Wiederansiedlungsversuche werden beschrieben.

Die Wertschätzung des Bibers durch uns Menschen war im Laufe der Geschichte sehr unterschiedlich. Einerseits war unser Interesse für Meister Bockert, wie der Biber auch

genannt wird, von der Häufigkeit seines Vorkommens abhängig, andererseits aber auch von seinen nützlichen und schädlichen Eigenschaften, die oft unterschiedlich im Vordergrund standen. Der spanische Philosoph José ORTEGA Y GASSET meinte in seinen „Meditationen über die Jagd“ (1944 als Vorwort zu einem Buch über die hohe Jagd des Grafen von Yebes verfasst) unter anderem, dass für das Jagen eine gewisse Seltenheit des Wildes wesentlich sei. Diese Ansicht kann wohl nicht allgemein für die Jagd von der Steinzeit bis zur Gegenwart gelten, in Mitteleuropa mag dies ab dem Mittelalter zum Teil für die höfische Jagd und ab dem Barock vielleicht für einige verschiedene Wildarten zutreffen. Seltene Wildarten, deren Bejagung auch größere Mühen verursachten, waren jedenfalls für die Steinzeitjäger von geringerem Interesse.

Bejagung des Bibers in vorgeschichtlicher Zeit

Erst die Erfindung der Jagd machte es unseren Vorfahren möglich, sich auch in Mittel- und Nordeuropa anzusiedeln und die hier sich bietenden Ressourcen für ihr Überleben zu nutzen. Zweifellos konnte in den kälteren Perioden der Steinzeit der Biber hier noch nicht überleben, da er zu seinem Fortkommen den Auwald benötigt. Während der Eiszeiten mussten sich die steinzeitlichen Jäger auch auf größere Wildarten konzentrieren, da ja der Energiegewinn aus einem Beutetier ausreichen musste, bis das nächste Stück erlegt war. Die kalten Steppenlandschaften beherbergten eine große Zahl von Herdentieren bzw. war – entsprechend einer Räuber-Beute-Beziehung – die Population der Steinzeitjäger noch sehr klein.



Abb. 1. Biber aus KOBELL (1859).

In der letzten Zwischeneiszeit war der Biber als einziger Kleinsäuger Beute des Steinzeitjägers. In einer Kalktuff-Schicht bei Taubach wurden Reste von etwa 60 Bibern gefunden. SOERGEL (1922) meint, dass der Biber am Land (bei der Nahrungssuche) wesentlich leichter zu erbeuten war, als jeder andere Kleinsäuger. Unsere Vorfahren verstanden es, ihre bisherigen Nutzungstechniken auch an Ökosysteme mit geringerer Produktion anzupassen, so dass sie in kleineren Populationen auch in der Arktis und in der Subarktis überleben konnten. Am südlichen Rand der kontinentalen Eismassen ernährten große Zahlen eiszeitlicher Tiere die dort lebenden Völker. In der Subarktis waren die Verhältnisse noch wesentlich günstiger, hier waren vor allem Elche, Biber und verschiedene Vogelarten von Bedeutung. An den Nordküsten von Norwegen, Schweden und Finnland wurde ab 2500 v. Chr. auch die Landwirtschaft eingeführt, aber Jagd und Fischfang sowie Fallenstellen und das Sammeln von Beeren blieben bis ins 20. Jahrhundert die wirtschaftliche Basis der hier lebenden Stämme. An der schwedischen Küste bei Lundfors lebte lan-

ge Zeit eine Gemeinschaft von ca. 60 Menschen, die Robben und Elche jagten sowie Fische und Biber fingen (BROADBENT 2000).

Im Mesolithikum war es bedeutend wärmer, eine drastische Klimaverbesserung nach der letzten Eiszeit änderte die Lebensumstände für Pflanzen, Tiere und Menschen. Die Atlantische Periode begann etwa 6000 v. Chr., sie veränderte das Aussehen der Landschaft. Die offenen borealen Wälder wichen dunklen Laubwäldern und der Meeresspiegel wurde durch die abschmelzenden Eismassen angehoben, sodass zahlreiche neue Buchten, Brackwasserlagunen und Feuchtgebiete entstanden. Das Nahrungsangebot war so vielfältig, dass die Sammler und Jäger ganzjährige Siedlungen beziehen konnten. Damit setzte auch schon eine Differenzierung der Bevölkerung nach speziellen Fähigkeiten wie Werkzeugherstellung, Nahrungsbeschaffung, Jagd oder Fischfang ein. Im Winter wurden vorwiegend Großwild und Meerestiere genutzt, aber in den wärmeren Jahreszeiten lebten die Menschen vom Sammeln (Kräuter, Pilze, Wurzeln und Knollen, Früchte, aber auch Larven und Insekten) sowie von der Jagd auf kleineres Wild. Dabei spielte auch der Biber eine gewisse Rolle (BURENHULT 2000, STAHL 1979). Biberreste fand man in verschiedenen Höhlen der fränkischen Schweiz, in der Räuberhöhle bei Nürnberg und in der Balverhöhle in Westfalen, was uns zeigt, dass die prähistorischen Menschen den Biber auch in Mitteleuropa nutzten. Biberknochen wurden auch an der vorgeschichtlichen Opferstätte auf dem Lochenstein in Schwaben oder an alten Begräbnis- und Opferstätten in Finnland und Norwegen nachgewiesen (DOMBROWSKI 1887) (Abb. 1).

Wir wissen heute nicht, wie häufig der Biber im Neolithikum bei uns vorkam. Vielleicht besiedelte er die Gewässer in den Niederungen in ähnlichen Dichten, wie dies im 19. Jahrhundert noch in manchen Bereichen Nordamerikas der Fall war. Vor etwa 6000 Jahren hatte die Erfindung der Landwirtschaft (Pflanzenbau und Viehzucht = Neolithische Revolution) auch Mitteleuropa erreicht. Vorerst waren es die Niederungen mit Löß, die gerodet und bewirtschaftet wurden, sodass der Biber durch die rasch wachsende Zahl der Menschen und

deren Flächenbedarf einen Teil seines angestammten Lebensraumes verlor. Die Jagd bekam nunmehr einen anderen Stellenwert, denn die Nahrungsversorgung war größtenteils durch die Produkte der Landwirtschaft gesichert. Die Menschheit entfernte sich ab dieser Epoche zunehmend von der naturnahen Jagd, deren Intensität bisher von den Gesetzen der Räuber-Beute-Beziehungen gesteuert worden war. Ab nun wurden Wildtiere auch wegen ihrer Schädlichkeit für den Menschen (z. B. Konkurrenten in den landwirtschaftlichen Kulturen oder karnivore Arten, die Menschen und Haustieren gefährlich waren) verfolgt. Es stand also oft nicht mehr die direkte Nutzung der Art im Vordergrund. Und ab nun gab es auch Übernutzung bzw. Ausrottung, zum Teil aber auch Überhege von Wildtieren.

Für die Führungsschicht diente das Weidwerk nun vorwiegend zum Zeitvertreib und zur Übung für das Kriegshandwerk. Bei Polling in Oberbayern fand man eine neolithische Siedlung. Trotz der dort gehaltenen Haustiere (Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine) wurde da der Fleischbedarf vorwiegend durch Wild gedeckt, vor allem Rotwild und Wildschwein. Aber mit 4 % Anteil liegt der Biber noch vor dem Rehwild und dem Braunbären. Zweifellos schätzte man damals neben dem Wildbret das weiche, dauerhafte Fell. Vermutlich nutzte man auch schon seit längerer Zeit Bibergeil.

Auch in den Ablagerungen der Siedlungen und Niederungsburgen (Herrensitze) aus der Hallstatt- und Bronzezeit fand man mehrfach die Reste von Bibern, die genauso gegessen wurden wie das etwa gleich schwere Rehwild, daneben auch kleinere Arten wie Iltis, Marder, Wildkatze und Hase. Die Bewohner der Heuneburg – einer Niederungsburg auf einer Donauterasse in Niederbayern – lebten vorwiegend von Haustieren, Wildfleisch machte nur mehr 5,0 % aus. Aber der Anteil des Bibers mit 12 % des verspeisten Wildes ist erstaunlich hoch! Die Jagdtechnik dafür kennen wir heute nicht. Der Fischotter dürfte die Jäger damals noch weniger interessiert haben. Der Balg war zwar ähnlich wertvoll, aber die Bejagung war aufwendiger und die Populationen des Otters waren wesentlich kleiner als die des Bibers.

Nutzen und Schaden des Bibers oder Motivation für seine Jagd

Die Motivation für die Bejagung der unterschiedlichen Wildarten bzw. für die Intensität der Nachstellung hing einerseits von der Verfügbarkeit dieser Arten (Häufigkeit, Schwierigkeit der Bejagung) sowie von deren Wert für den Menschen (z. B. Nutzen durch Fleisch und Fell bzw. anderer Naturprodukte, oder Schaden an den land- und forstwirtschaftlichen Kulturen, sowie an Haustieren oder beliebten Wildarten) ab. In der Steinzeit wurde der Biber vorerst wegen seines Fleisches und seines Fells gejagt, erst später kamen auch andere Interessen dazu oder traten in den Vordergrund.

Viele europäische Jagdschriftsteller stellen fest, dass das Fleisch des Bibers – abgesehen vom Schwanz und den hinteren Extremitäten, die als Leckerbissen galten – hart, schwer verdaulich, schlecht und tranig sei (z. B.: DÖBEL 1754, HARTIG 1852, JESTER 1859, KOBELL 1859, BERGER 1928, TRATZ 1934). Im Gegensatz dazu rühmen BREHM & ROSSMÄSSLER (1864) das zarte und wohl-schmeckende Wildbret dieses Tieres (vgl. auch FÜRST 1888, MAGER 1941, Distelverein o. Jhzt., WEINZIERL 1973). FLEMMING (1749) meinte, vorne schmeckt der Biber wie ein Dachs, hinten aber stark nach Fisch, wie ein Fischotter. Angaben über Geschmack und Qualität von Nahrungsmitteln sind eher subjektiv als objektiv zu werten. Es macht wohl einen Unterschied, ob ein junger Biber zubereitet wird oder ob dem Küchenchef nur ein ganz altes Exemplar zur Verfügung steht. Örtlich und zeitlich gibt und gab es bei den Nahrungsgewohnheiten des Menschen vielfach große Unterschiede. Für uns Mitteleuropäer erscheint es heute undenkbar, Wolf, Fuchs, Katze oder Iltis auf die Speiskarte zu setzen, aber unsere Vorfahren schätzten bis zur Renaissance das Fleisch der karnivoren Arten wesentlich höher als das von Reh, Rotwild oder Hase. Noch heute zählen wir Forelle, Hecht und Zander zu den Edelfischen und bezahlen für sie höhere Preise als für „Vegetarier“ wie Karpfen und Schleie. Dagegen werden Jäger, die heute noch Bären, Dachse oder gar Füchse verspeisen, als Sonderlinge angesehen.

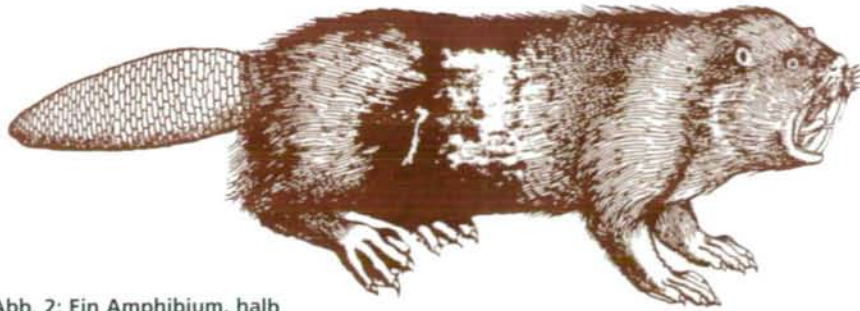


Abb. 2: Ein Amphibium, halb Fisch und halb Landtier, das Holz und Fische frisst!

BECHSTEIN (1820) schreibt über das Wildbret des Bibers: „Das Fleisch wird in Europa nur selten, in Amerika aber allgemein gegessen. Dort ist es gewöhnlich nur eine Fastenspeise für Katholiken, wie von dem Fischotter. Die Wilden in Nordamerika braten es wie einen Spanferkel, und Reisende versichern, dass es dann ein vortreffliches Essen wäre. Allenthalben ist der Schwanz, der 3 bis 4 Pfund wiegt, und wie Fisch schmeckt, ein Leckerbissen“. Der Biberschwanz und die hinteren Extremitäten waren schon lange als Delikatesse bekannt. Dies war auch der wesentliche Anlass für Bestimmungen, dass Biber, ob sie nun legal oder illegal erlegt bzw. gefangen wurden, bei Hof abgeliefert werden mussten. FLEMMING (1749) veröffentlicht in seinem Jagdbuch ein Rezept, wie der „Bieber= Schwanz zuzurichten“ sei. Dieser wird wie ein Karpfen in Stücke geschnitten und gekocht. Ein Stück Butter wird zugesetzt, um das Fleisch weicher zu machen. Das Kochwasser wird entfernt und der Biberschwanz mit Brühe, Wein, Essig unter Zugabe von Pfeffer, Ingwer, Semmelbrösel, Zitronenschale, Butter, Safran und Zucker ganz gemächlich gekocht, „bis dass die Brühe feine dicke wird“. FLEMMING empfiehlt, das Gericht auf einer Schüssel in einem Buttermilchkranz zu servieren, weil es sich dann fast wie eine Pastete präsentiert.

In früherer Zeit rechnete man Biber und Otter nicht zur Jagd, sondern zur Fischerei. Beide Arten leben im Wasser und müssen daher kaltes Blut haben. Und da sie kaltes Blut hatten, zählten sie nach damaliger Anschauung zu den erlaubten Fastenspeisen (BACHOFEN ECHT & HOFER 1931). WILDUNGEN (1807) berichtet: „Die medizinische Fakultät zu Paris ernennte ihn einst förmlich zum Fisch, und hiernach fand die theologische kein Bedenken, ihn den Fastenspeisen zuzurechnen“. Und an einer anderen Stelle meint er

in seiner launigen Art: „Dem wilden Canadianer, dem nomadischen Kalmücken ist ein erlegter Biber ein köstliches Mahl, dem armen Karthäuser ersetzt er als Halbfisch den verbotenen Genuß alles Fleisches, vielen erleichtert er das verdienstliche Fasten“ (vgl. auch STRASSER V. KOLLMITZ, ca. 1630). In den meisten Jagdbüchern, die den Biber auch behandeln, findet man einen Hinweis, dass die katholische Kirche das Verspeisen des Biberfleisches in der Fastenzeit erlaubt. Dies war – auch im Hinblick auf die Delikatesse Biberschwanz – für die Jagdausübungsberechtigten vermutlich ein gewichtiges Motiv, den Biber in den Fastenzeiten (Ostern, Advent) fangen zu lassen (Abb. 2).

Den Balg, den Pelz des Bibers haben zweifellos schon die Steinzeitjäger geschätzt. Der Biberpelz, einer der besten und dauerhaftesten, kommt in der Qualität dem von Fischotter, Seeotter und Nutria gleich. Man spricht von „hochgeschoren“, wenn nur die obersten Grannenspitzen, und von „tiefgeschorenem Pelz“, wenn die Grannen bis zur Höhe der Unterwolle abgeschnitten wurden. Wegen der Dichte des Haares und des schönen Glanzes sowie der großen Festigkeit des Leders war der Biberpelz in früheren Jahrhunderten sehr beliebt. Schon vor über tausend Jahren brachten russische Kaufleute die Felle von Bibern und Schwarzen Füchsen ans Mittelmeer, wie der arabische Schriftsteller Ibn CHARDADBECH berichtete. Biberfelle waren in früheren Zeiten sowohl in Europa als auch Nordamerika Zahlungsmittel für den Tauschhandel (GRUNERT 1879, RÖHRIG 1931, WALLMEYER 1951, DJOSHKIN & SAFONOW 1972).

Die Kaufleute unterschieden im 19. Jahrhundert drei Qualitäten von Biberfellen: Frische, getrocknete und fette Biber. Der frische Biber wurde im Winter gefangen, hatte einen höheren Wert und wurde als Winterbiber oder Moskovitischer Biber bezeichnet. Den getrockneten Biber fing man im Sommer, dieser hatte durch das Härten an Güte verloren und wurde daher Sommerbiber oder Haarloser genannt. Die „Wilden“ fingen die Biber im Winter und trugen das Fell einige Zeit inwendig auf der nackten Haut, bevor es in den Handel kam. Dadurch erreichte das Fell eine besondere Qualität, die sehr gefragt war. Daraus wur-

den Mützen, Mäntel und Muffe verfertigt, aus den kurzen, weichen Haaren jedoch feine Hüte (Castor-Hüte), Handschuhe, Strümpfe etc. Das geschorene Fell verwendete man zum Beschlagen von Koffern und Reisekisten (BECHSTEIN 1820, WINCKELL 1821, JESTER 1859).

In Europa wurden die melanistischen Felle immer am höchsten bewertet, die sandfarbenen erzielten den geringsten Preis. DJOSHKIN & SAFONOW (1972) berichten von der systematischen Hege des Bibers in Gebieten der früheren Sowjetunion, wobei Produktivität und Fellfärbung die Ziele der Bemühungen sind. Dabei soll der Anteil der dunkel gefärbten und schwarzen Tiere in der freilebenden Biberpopulation erhöht werden. Die Betreuer der einzelnen Teilpopulationen entnehmen in erster Linie Familien, bei denen beide Elterntiere hell sind, in zweiter Linie solche, bei denen nur ein Elterntier ein helles Fell besitzt. Diese Hegebemühungen zur Schaffung von „lebensfähigen, stabilen und hochproduktiven Populationen“ in freier Wildbahn erinnern an die eigenartige Rotwildhege in Mitteleuropa. Auch hier wird eine äußere Erscheinungsform (beim Biber die melanistische oder zumindest dunkle Fellfärbung, beim Rothirsch das endenfreudige, gut geperlte Geweih), die für das Überleben der Tiere keinen positiven Wert hat und mitunter sogar negativ gesehen werden kann, als Hegeziel hochgejubelt.

Heute findet der Biberpelz noch Verwendung für Damen- und Herrenkragen, für Capes, Muffe und Besätze aller Art, auch Damen-Paletots und Biber-Mäntel, auch wenn er bei uns zur Zeit nicht in Mode ist. Der Wert des Biberbalges war lange Zeit das wesentlichste Motiv für die Bejagung des Bibers, zu anderen Zeiten stand eher der Wert des Bibergeils im Vordergrund.

Wir wissen noch nicht genau, wann unsere Vorfahren die Jagd erfunden haben, vielleicht sind es 500.000 Jahre oder auch 1,5 Millionen Jahre. Im Laufe der Zeit vermischten sich bei dieser Tätigkeit vielfach Erfahrungen mit abergläubischen Vorstellungen. Solche Traditionen wurden meist mündlich weiter gegeben und dabei auch langsam verändert. In Mitteleuropa hat man dieses jagdliche Wissen erst ab dem Mittelalter aufgezeichnet, jagdliche Erfahrungen

mit dem Biber und seinen „Produkten“ scheinen erst ab dem Barock in den Jagdbüchern auf. So z. B. ist im „Anhang etlicher geheimerer Jäger=Künste aus Herrn von Meurer's Jagd= und Forst=Rechte kurz zusammengefasst“ (Nürnberg, 1718) die Verwendung von Bibergeil beschrieben, zur Verwendung, „dass ein Hirsch zu Dir in's Holtz zu einem Baum kommen und andere Hirsche mit sich bringen muß“. Darin wird folgende Anweisung gegeben:

„Nimm Bibergeil und distillir es unter sich, so wird ein Oehl, dasselbe Oehl streich im Walde an einen Baum, da Du meynest, da Hirsche oder Hindin darinnen seyn, darzu nimm ein Holtz und streich das Oehl daran, zünde es mit Büchsen=Pulver, und lege den Brand auf den Baum auf einen Ast, in die Höhe, da das Wildpret hinkommen soll und mache eine Sultze also: Nimm den Harn von einer Frauen und behalt ihn 14 Tage, dass er fast stincket, nimm Saltz, gestossen Erbsen. Dieses mische unter einander, dass ein Mueß werde, und bestreich den Baum darmit in der Höhe, doch dass es der Hirsch erreichen und davon lecken kann, so kommt er nicht darvon, und wenn er schon gejagt wird, so kommt er doch wieder; Wann er auch zu anderen Hirschen kommt, und sie schmecken was er geleckt hat, folgen sie ihm alle nach. Wilt Du nun, dass sie dabey bleiben, dass Du einen Hirsch schiessen mögest, so zünde das Oehl vor an, so stinkt es fast, und gehet der Hirsch dem Geschmack nach.“ (Zitiert nach GRASSE 1885).

In früheren Jahrhunderten fanden viele Tiere oder Teile derselben für medizinische Zwecke Verwendung. Die erhoffte Wirkung kannte man aus Erfahrungen, die oft sehr weit zurückreichten, vielfach beruhten sie aber auch auf abergläubischen Vorstellungen. Der Biber war in dieser Hinsicht besonders beliebt und begehrt. An erster Stelle sind hier das Bibergeil und das Bibergeilöl zu nennen. Früher meinte man, dass dies Sekrete von besonderen Moschusdrüsen seien. Der Biber besitzt jedoch Präputialdrüsen, die Bibergeil und das Öl absondern. Es sind dies faltige Bindegewebssäcke, die beim Männchen in den Präputialschlauch und beim Weibchen in den unteren Teil der Scheide einmünden. Bibergeil enthält Alkohole, Phenole, Salizylaldehyd, Ketone, Säuren, einige einfache Äther und Castoramin. Das barocke

Wald= Forst= und Jägerey=Lexicon (ANONYMUS 1764) beschreibt den Wert dieses Naturproduktes wie folgt: „Zur Artzeney dienlich: Es stärcket solches das Gehirn, und zertheilet die zähen Feuchtigkeiten, stillt die aufsteigende Hitze, und befördert die monatliche Reinigung der Frauens=Leute, man gebraucht es in Engbrüstigkeit, das Fleck=Fieber auszutreiben, dergleichen die Kinder=Blattern, Frisel, und andere dergleichen bösn Kranckheiten. Es wird auch in fallender Sucht, Gicht, Schlagflüsse und Taubheit mit grossen Nutzen gebraucht.“

Bibergeil und dessen Heilkraft waren schon in der Antike bekannt, auch in Indien und in Ägypten wurde es geschätzt, obwohl der Biber dort vielleicht gar nicht vorkam. Vermutlich wurde diese begehrte – und daher teure – Substanz schon vor vielen Jahrhunderten durch den Handel auch in ferne Länder gebracht, genau so wie exotische Gewürze schon vor langer Zeit nach Europa geliefert wurden. Andererseits erscheint es denkbar, dass der Biber früher auch in Asien viel weiter verbreitet war, als dies heute der Fall ist: In den heiligen Schriften der alten Perser findet man eine Bestimmung, die das Töten des Bibers mit schweren Strafen belegte. Ein ähnliches Verbot scheint im religiösen Gesetz der Parsen auf, welche schon seit alten Zeiten auch in Indien lebten. Im Altpersischen und im Sanskrit existieren darüber hinaus Ausdrücke für den Biber. Der Petersburger Naturwissenschaftler J. F. BRANDT, der 1854/55 über den Biber publizierte, meinte, dass der lateinische Name dieses Tieres weder vom griechischen Wort Gastaer (Bauch) noch vom lateinischen castrare (das ist: entmannen, weil dem Biber die hodenähnlichen Geilsäcke entnommen werden) abstamme, sondern dass der Begriff Castor vom indischen Wort „Kasturi“ (Bezeichnung für Moschus) hergeleitet wurde (DOMBROWSKI 1887, BREHM 1900; SCHÄFF 1907, DJOSHKIN & SAFONOW 1972).

HOHBERG (1687) stellt fest: „Die sogenannte und berühmte Bibergailen sind nicht eigentlich ihre Gailen / / aus Essig eingenommen dient sie wieder die Winde / Grimmen / und Gifft; im Wein / darinnen Rauten gesotten / wider die Frayß und andere erkaltende Zustände des Hauptes / bewegt und stärcket das Hirn / vertreibt die Schlauffsucht; der Rauch davon ist gut denen / die die Mutter=Fraysß leiden“.

Bibergeil (Castoreum) setzte man schon über Jahrhunderte gegen eine große Zahl von Leiden ein: Giftstiche und andere Vergiftungen, Pest, Fieber, Ohnmacht, Gliederzittern, Krämpfe, Lähmungen, Nervenkrankheiten, hysterische Anfälle, Lethargie, Blähungen, Augenleiden, Freisen, Epilepsie, Kardialgie, Typhus, Mutterbeschwerden, Rotlauf, Ohren- und Kopfschmerzen, also anscheinend ein Universalheilmittel. Es wurde auch bei Monatsbeschwerden und zum Treiben der Nachgeburt sowie zur Stärkung des Gehirns angewendet. Außerdem war Bibergeil der einzige tierische Bestandteil des einst berühmten „Theriaks“. Dieses Allheilmittel braute man aus 63 verschiedenen Bestandteilen zusammen. Theriak war ein sicheres, beruhigendes Mittel für hysterische Personen, es war krampfstillend und geburtserleichternd, diese positiven Wirkungen wurden jedoch dem Bibergeil alleine auch nachgesagt. Gemischt mit getrockneten, geriebenen Brombeerblättern war Teriak auch ein beliebtes Niespulver. Sibirische Völker verwendeten Bibergeil auch zum Beräuchern, um das Verderben und die Folgen bösen Zaubers abzuwenden. Beräuchert wurden Menschen, Jagdausrüstungen und Hunde. Dem Bibergeilöl (oleum castorei) schrieb man die Heilung von schwerer Not, verkrümmten Gliedern, Schlagfluss und Nervenschmerzen zu. Auch das ausgeschmolzene Biberfett (Pinguedo castorei) wurde gegen Nervenschmerzen, Epilepsie, Krämpfe, Rheumatismus und Schlaganfälle eingesetzt. Daneben fanden auch die Hoden, das Blut, Knochen und Zähne des Bibers Verwendung. Die Nagezähne etwa sollten gegen Seitenstechen und Halsgeschwüre, aber auch als Sympathiemittel wirken. Die kanadischen Indianer fertigten aus dem Biberschwanz ein Öl, das als äußerliches Mittel bei Wunden und bei anderen Beschwerden Verwendung fand. Auch BECHSTEIN (1820) erwähnt dieses Heilmittel (WILDUNGEN 1807, JESTER 1859, KOBELL 1859, BERGER 1928, BACHOFEN ECHT & HOFFER 1930, TRATZ 1934, MAGER 1941, DJOSHKIN & SAFONOW 1972, HASEDER & STINGLWAGNER 1984).

Wenn sich in früheren Jahrhunderten der erhoffte Kindersegen nicht einstellte, versuchte man mit Hilfe der Hoden des Bibers Abhilfe zu finden: „Der nit brueten mag (der nit by wibe an dem bett mag wol) nim bi-

bers hoden in pfeffer, so macht es wol" (HARRACH 1953). Und in der Steiermark waren Biberhaare ein beliebtes Mittel gegen Nasenbluten: Die Asche aus den Haaren wurde mit Harz und Lauchsaff vermisch, zu kleinen Kügelchen gedreht, die, wenn man sie in das Nasenloch steckte, das Nasenbluten sofort zum Stillstand brachten. Dem Biberfell sagte man Heilkraft gegen Gelenkschmerzen nach. Gegen Rheumatismus pflegen die Bewohner Sibiriens Biberknochen um den Hals zu tragen. Außerdem galt früher der Biberharn als wirksames Gegengift (BERGER 1928, BACHOFEN ECHT & HOFFER 1930).

Bibergeil, aber auch das Öl aus den Ölsäcken, setzten die Jäger insbesondere zum Anlocken karnivorer Wildarten bei der Fallenjagd ein. Die sogenannten „Witterungen“ bereiteten unsere Vorfahren lange Zeit nach Geheimrezepten zu, die vom Vater an den Sohn oder vom Meister an den Schüler weitergegeben wurden. Erst Ende des 19. und im 20. Jahrhundert findet man solche Rezepturen in der jagdlichen Fachliteratur. Witterungen wurden insbesondere für den Fang von Fuchs, Wildkatze, Otter, den Dachs und für die Marder angeführt. Um erfolgreich zu sein, muss der Jäger versuchen, seinen eigenen Geruch am Fangplatz und auf der Falle durch eine Witterung zu über-tönen. Witterungen sollen aber auch das zu fangende Tier anlocken. Die Grundsubstanz sind verschiedene Fette oder ungesalzene Butter, die mit einfachen Stoffen wie Pferdemist, Urin der zu fangenden Wildarten, Harz und Kräutern sowie sehr stark riechenden Zusätzen wie z. B. Zwiebel, Kampfer, Anis, Violenwurzel, Moschus, Baldrian und vielfach Bibergeil gebraten werden (vgl. z. B. DIEZEL 1880, JESTER 1859, REGENER 1861, ZDAREK 1908). Wenn diese Mischung unter ständigem Rühren gelb geworden war, wurde sie durch einen Leinenlappen gesiebt und in einem irdenen Gefäß oder in einer Glasflasche aufbewahrt. Insbesondere in den Witterungen für den Fischotter sollte Bibergeil nicht fehlen. Wenn ein Eisen fehlgeschlagen hat, empfiehlt JESTER (1859) die Witterung zu wechseln (Abb. 3)!

Bibergeil dient den Bibern selbst zur Reviermarkierung und zum Anlocken von Geschlechtspartnern (BREHM & ROSSMÄSSLER 1864, BERRENS 1994). Es erscheint ver-



Abb. 3: Eine begehrte Jagdbeute, die Fleisch, Pelz und Bibergeil lieferte (Aus: WILDUNGEN 1807).

wunderlich, dass in Europa dieser Stoff nicht für die Biberjagd eingesetzt wurde. DÖBEL (1754), JESTER (1859) und TRAIN (1877) stellten sogar ausdrücklich fest, dass der Biber keine Witterung annehme. Dagegen berichten BREHM & ROSSMÄSSLER (1864) oder NELLENBURG (1885), dass die nordamerikanischen Biberjäger im Gegensatz zu den Europäern jedenfalls für den Fallenfang Witterungen verwenden, in denen meist auch Bibergeil enthalten ist. Die Rezepte für Witterungen halten die Trapper geheim, ähnlich wie dies die mitteleuropäischen Jäger bis zum Ende des 19. Jahrhunderts machten. Auch hier wird Fett (Hirschtalg) als Bindemittel genommen, die Hauptbestandteile sind verschiedene Wurzeln und saftige Zweige von mehreren aromatischen Kräutern sowie tierische Bestandteile, die der Fallenssteller sich durch die Jagd verschaffen musste. Beim Sammeln der Ingredienzien tragen die Fallenssteller Handschuhe von Hirschleder, die zu nichts anderem benützt werden, und die nach jedem Gebrauch über einem Feuer von Fichtenharz oder Fettholz geräuchert werden müssen. Diese Witterung soll einerseits jeden Menschengeruch, der dem Biber Gefahr signalisiert, übertönen und andererseits den Biber anlocken. Vermutlich hatten die europäischen Jäger der Vorgeschichte und auch noch später Erfahrungen mit Witterungen für Biber. Durch Übernutzung gingen die Populationen dieser wertvollen

Wildart bald zurück, sodass frühere Traditionen und Fachwissen der Biberjagd nicht mehr weiter gegeben wurden.

Dem Bibergeil sagte man aber noch weitere wundersame Eigenschaften nach. FLEMING (1749) gibt an, dass es zu venerischen Liebestränken dienlich sei. HOHBERG (1687) zitiert einen Dr. Thomas BARTHOLINIUS, der berichtet, dass Wale fallweise Schiffe gefährden, wenn sie knapp vor ihnen auftauchen. Die dänischen Schiffer haben jedoch am Bug stets Bibergeil bereit. Wenn der Wal das Bibergeil „empfindet“, sinkt er wie ein Stein zum Meeresgrund. Und außerdem meint BARTHOLINIUS, dass Bibergeil eine solche Kraft habe, dass ein guter Schwimmer, der solches bei sich trägt, nicht mehr schwimmen kann, wie ein Stein zum Grund sinkt und da ertrinkt. Und dies sei durch Erfahrung mehrfach bestätigt worden.

Die hohe Wertschätzung in vergangenen Tagen macht verständlich, dass für Bibergeil oft erstaunlich hohe Preise bezahlt wurden, ja dass dieses Wundermittel manchmal mit Gold aufgewogen wurde. Europäisches Bibergeil, insbesondere solches aus Russland, wurde wegen des höheren Gehaltes an Wirkstoffen mehr geschätzt als das aus Kanada. Ende des 19. Jahrhunderts bezahlte man in Deutschland für 1 kg noch mehr als 1000 Mark. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erhielt man im Ural für ein Paar Geilsäcke 68 Rubel, dagegen erbrachte das Biberfell nur 20 Rubel. Noch 1928 wurde in Westsibirien ein Paar getrockneter Geilsäcke gegen 10 Rentiere oder gegen 20 Polarfuchsfelle getauscht. In Bayern konnte man Ende des 18. Jahrhunderts ein paar Geilsäcke für 10–12 fl. haben, 1859 musste man dafür schon 132 fl. bezahlen. In Österreich erzielte man für ein Paar guter Geilsäcke Ende des 17. Jahrhunderts 8 bis 10 Gulden, um 1880 sogar 180 österreichische Gulden! Als Arzneimittel hat Bibergeil seine Bedeutung im 20. Jahrhundert verloren. Der Wirkstoff Salizin ist in der Weidenrinde, einer bevorzugten Bibernahrung, enthalten. Der Gehalt der Wirkstoffe im Bibergeil ist jedoch sehr unterschiedlich, daher werden heute in der Medizin synthetische Präparate eingesetzt. Aus dem deutschen Arzneibuch wurde das Naturprodukt gestrichen, weil es „unästhetisch sei“. Heute wird Bibergeil noch als Duftträ-

ger in der Parfümindustrie verwertet (KOBELL 1859, GRUNERT 1879, TRATZ 1934, DJOSHKIN & SAFONOW 1972).

Früher war man vielfach der Meinung, dass der Biber neben der Rinde von Weiden und Pappeln und anderen Pflanzenteilen auch Fische frisst. Vermutlich beruhte dies auf einer Verwechslung mit dem Otter. Aber bis zum Barock nahm man Naturwissenschaften nicht so genau, man verließ sich lieber auf Schriften der antiken Naturphilosophen. DÖBEL schreibt über den Biber noch 1754: „Seine Nahrung ist meistens Holz, als Aspen, Fappeln und Weiden. Wiewohl er auch fischet, indem er schnell in und unter Wasser schwimmen kann, dahero er auch mit unter die Raubthiere zu rechnen, wiewohl er von einigen nicht darunter gezehlet wird“. Und im Lexicon des Johann August GROSSKOPF (1759) erfährt man, dass sich der Biber gern im Wasser aufhält, „allwo er seine Nahrung von Baum=Rinden und Fischen hat,wie er denn auch sehr schnell unter Wasser ist, und den Fischen grossen Schaden thut“. FLEMMING (1749) stellt dazu fest, dass einige meinen, dass der Biber keine Fische nimmt. „Weil aber ihr Wildpräh, wie gemeldet, meist nach Fischen schmecket, muß folglich auch die Nahrung davon seyn.“ An einer anderen Stelle erwähnt FLEMMING auch, dass beim Sezieren von zwei Bibern – im Gegensatz zum Otter – Reste von Fischen und Krebsen nicht zu bemerken waren. Auch HARTIG (1810) stellt fest, dass in der Losung niemals Reste von Fischen und anderen Wassertieren gefunden werden. BECHSTEIN (1820) meint zu dieser Frage: „Ob sie in der Freyheit auch Fische und Krebse, wie gezähmt, genießen, ist noch nicht ausgemacht; in ihrer Losung findet man nur unverdaute Holzspäne“. Dagegen schreibt LIEBICH, der vermutlich keine persönlichen Erfahrungen mit Bibern hatte, noch 1855 in seinem Compendium der Jagdkunde über die Nahrung dieses Tieres: „Man will behaupten, dass ihre Losung niemals Reste von Wasserthieren gezeigt habe, und hält dafür, daß nur die Rinde von weichen Holzarten ihre Nahrung bildet. Der Verfasser gesteht, daß er in diese Nachricht Zweifel setzi“.

Die Frage hat manche Fachleute aber doch interessiert, denn sie wird in der Literatur öfter angesprochen. Martin STRASSER VON KOLLMITZ, der viel Erfahrungen mit der Biberjagd hatte, stellte schon zu Beginn des

17. Jahrhunderts fest: „*Etliche sagen, etliche schreiben, der Piber raube und esse auch Fisch wie der Otter. Das habe ich nihe gesehen oder erfahm, glaube es auch nit, dan wan er sein Nahrung von den Fischen haben kundt, würde er vergöbens in dem Sommer die Waidt in dem klee gras auf den Wissenen und in dem Wünderter von den Ründten, der Felber, Solchen, Alber und dergleichen mehr Paumben und Staudach nemben und sonderlich in dem Wünderter ein sogroßen Vorrat dergleichen Öst und Staudach zusamben auf einen sollichen Hauffen und in solcher Mening zu seinem Haupt- oder fürnemblichsten Gelieger oder Geschlieff (= Burg oder Bau) ziechen, dass man etliche Fueder darvon zu ziechen hette. So habe ich auch weder in seinem Magen, Ingewaüd oder Losung einige Fischgrätter als wie bei dem Ottern jemals gefunden oder wahrgenomben.*“

Auch HOHBERG (1687) schreibt in seiner *Georgica Curiosa*: „*Fische soll er nicht fressen / und schreibt Jonstonus, dass Herr Pelicerus, Bischoff zu Montpellier, es probirt / und ihnen lebende und todtte Fische vorgeben lassen / die sie doch nie anriechen / geschweige gar angreifen und fressen wollen.*“ Auch in dem Schwarzenbergschen Bibergehege in Rothenhof (Böhmen), wo von 1773 bis 1848 Biber gehalten und gezüchtet wurden, machte man Versuche. „*Um zu erproben ob die Biber auch Fische nehmen, wurden in die Behältnisse Karpfen eingesetzt, aber die Fische blieben unbeschädigt, ein Beweis, dass der Biber – wie manche irrig behaupten – kein fleischfressendes, sondern lediglich ein Nagethier ist, worauf schon seine Nagenzähne hinweisen*“ (LENK 1865). Dagegen zitiert WILDUNGEN (1807) einen Amerikaner namens HEARNE, der viele Biber in seinem Hause hielt: „*Reis und Rosinenpudding aßen sie vorzüglich gern, auch Rebhühner und frisches Wildpret, ob sie gleich keine fleischfressenden Thiere sind.*“ JESTER (1859) berichtet ebenso über die Erfahrungen von HEARNE, zitiert aber auch BUFFON, dessen zahmer Biber alles, nur kein Fleisch, weder roh noch gekocht, gefressen hat. Lange Zeit glaubte man aber, dass auch der Biber – der früher noch dazu häufiger anzutreffen war als der Otter – den Fischen sehr schädlich sei. Diese Konkurrenzsituation war somit auch ein Motiv, den Biber zu bejagen und kurz zu halten.

In früheren Jahrhunderten, vor der Errichtung von Glashütten, Sudpfannen, Ma-

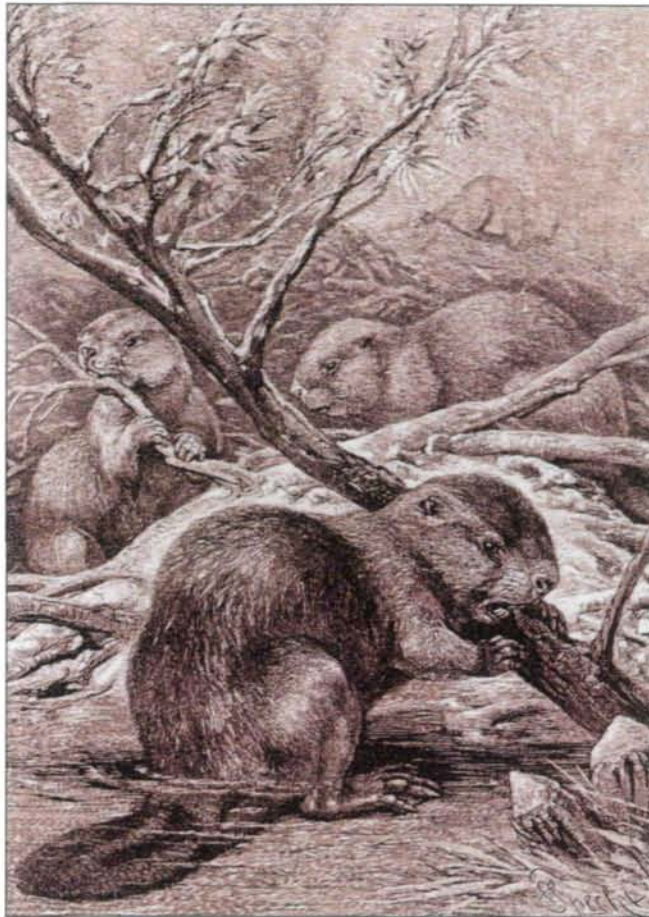


Abb. 4: Biber verursachen Schäden im Wald (aus: BREHM 1900).

nufakturen, als die Bevölkerung noch kleiner war, schien das Holz in Überfülle vorhanden. Fürst Schwarzenberg zog nach Einführung der Grundsteuer in Erwägung, seine ausgedehnten Besitzungen in Böhmen aufzugeben, weil der Ertrag der Wälder geringer war, als die Abgaben ausmachten. Zu diesen Zeiten erschien der Schaden, den Biber durch das Fällen von Bäumen anrichteten, vernachlässigbar (Abb. 4).

Erst in späteren Zeiten, als die Populationen des Bibers ohnehin nur mehr in Resten vorhanden waren, sprach man von Schäden. HARTIG (1852) stellte fest: „*Der Schaden ergibt sich aus der Nahrung*“, und JESTER (1859) berichtet: „*man hat den Biber in Europa in angebauten bevölkerten Gegenden wegen des Schadens, den sie durch die Verdämmung der Flüsse anrichten, beinahe überall zu vertilgen gesucht, welches mit solchem Erfolg gelungen ist, daß man sie nur noch einzeln findet...*“. Aber BECHSTEIN relativierte schon 1820 diese einseitige Sicht als er schrieb: „*Der Biber gehört eigentlich zu den mehr nützlichen als schädlichen Thieren; denn ob er gleich an dem Holze, das er zu seiner Nahrung abhaut*



Biberdamm

Abb. 5: Biberdämme verändern die Landschaft (aus: JESTER 1859).

oder benagt, Schaden thut, so ist es doch gewöhnlich nur weiches oder schlechtes Holz, das er angeht, und sein Nutzen an Fleisch, Balg und Bibergeil weit bedeutender, so daß vielmehr die Fürsten darauf sehen sollten, denselben vor der allgemeinen Verfolgung, der er unterliegt, zu retten, und mehr seine Hegung als Vertilgung zu befehlen“.

JESTER (1859) spricht sich sogar gegen die Ausrottung des Otters aus. Sein Schaden an Fischen und Krebsen ist zwar nicht zu übersehen, aber auch sein Nutzen ist nicht gering: Aus dem Balg werden schöne Muffe, Strümpfe und Schuhe verfertigt, auch für Jagdtaschen ist er sehr tauglich, da er „keine Nässe zulässt“. Aus den Haaren verfertigt man Malerpinsel und Hüte, welche die Castorhüte noch übertreffen sollen. Das tranige widrige Fleisch wird durch künstliche Zubereitung genießbar gemacht und in katholischen Ländern zu den Fastenspeisen gerechnet. Aber solche Meinungen wurden überhört und die rechtzeitige Schonung von Biber und Otter übersehen.

Der Schweizer Forstmann Conrad KELLER (1897) betont die Schädlichkeit des Bibers unter Hinweis auf ein „durchgefressenes Stammstück mit einem Durchmesser von 70 cm“, das er in seiner Sammlung hatte. Zu ei-

ner Zeit, als Meister Bockert in Mitteleuropa fast ausgestorben war, meinte er: Aus alledem, was man vom Biber weiß, geht hervor, „daß ein solcher Forstfrevler bei unseren jetzigen Culturverhältnissen nicht geduldet werden kann, so sehr der Zoologe das Verschwinden dieser originellen Thierform bedauern muß“. Darüber hinaus verursacht die Art auch noch eine andere forstliche Veränderung: Durch die Biberdämme wird das Wasser der Waldbäche gestaut und es entstehen Teiche mit einer Ausdehnung bis zu 10 oder gar 20 ha. Die Biber holzen in der Umgebung ab, sodass Lichtungen, die sogenannten Biberwiesen entstehen. Im Laufe der Zeit siedeln sich Moose und Sumpfpflanzen an, die Teiche verlanden und wandeln sich zu Mooren um. In Amerika fand AGASSIZ unter einer drei Meter hohen Torfschichte Biberhölzer. KELLER ersuchte den Pfahlbau-Forscher Dr. MESSIKOMER um entsprechende Untersuchungen und dieser fand nach dieser Anregung in einem zürcherischen Torfmoor in zwei Meter Tiefe Baumreste, die eindeutig vom Biber bearbeitet wurden. Aus forstlicher Sicht erschienen KELLER diese Schäden untragbar (Abb. 5).

Professor Max DINGLER (1927) aus Gießen führt noch weitere Schäden des Bibers an: Das Abschneiden von Pfählen unter Brücken und anderen Wasserbauten, sowie das Beschädigen und Durchnagen von Holzwerken an Dämmen. Und eine Beobachtung aus Anhalt soll auch jagdliche Schäden dokumentieren. Im Revier Kühnau sucht das Rehwild bei Überschwemmungen die dafür künstlich angelegten Rettungshügel auf. Auch der Biber nutzte diese Hügel und „veranlasst die Rehe zur kopflosen Flucht ins Wasser und damit ins Verderben“. DINGLER meint allerdings, dass bei der Seltenheit des Bibers Schutzmaßnahmen für den Wald nicht notwendig seien. Der Naturschutz verlangt ja im Gegenteil den Biber in den wenigen noch verbliebenen Zufluchtstätten heimisch zu machen. Als Hegemaßnahme empfiehlt der Professor den Anbau von Weide und Kanadapappel im Bibergebiet.

Der Forstmeister Max LINCKE (1938) listet eine Reihe von Schäden auf. Infolge des Fällens der Bäume in der Nähe der aufgestauten Gewässer entstehen Blößen, die sogenannten Biberwiesen, im Ausmaß von

mehreren hundert Morgen. An den Teichen siedeln sich Torfpflanzen an, so dass Torfmoore mit unterschiedlicher Ausdehnung entstehen. Fallweise suchen die Biber in benachbarten Feldern ihre Nahrung. An der Elbe wurden einem Bauern große Schäden durch Anschneiden der Runkelrüben verursacht. Bei einem Hochwasser hatten die Biber eine Eichenheisterkultur, die in einer Mulde angelegt war, vernichtet: Ein Biber suchte sie schwimmend auf und verbiss sämtliche Wipfel. Den größten Schaden fügt die Art dem Waldbestand zu, weil *„der Biber mit einer kaum vorstellbaren Verschwendung arbeitet. Das wenigste Holz, das er abschneidet, wird geäst oder verbaut, das meiste bleibt ungenutzt liegen“*. Zu diesen Waldverwüstungen kommt noch der Schaden an Deichen und Dämmen. *„Wenn schon Kaninchenbaue und Maulwurfsgänge, ja Mauslöcher bei Hochwasser zu Deichbrüchen geführt haben, so muß der weit größere Biberbau diese Gefahr noch besonders steigern“*. Etwa 100 Jahre vorher hatte man ähnliche Befürchtungen durch die kleine Biberkolonie am Neubach bei Wittingau, was dann zur Ausrottung dieser Tiere führte.

Seine ambivalenten Vorstellungen über den Wert des Biber fasst Forstmeister LINCKE so zusammen: *„Daß ein Tier, welches eine derartige waldverwüstende Tätigkeit ausübt, wie der Biber, in unserer heutigen Zeit nicht mehr hineinpasst, ist einleuchtend. Wenn die Biber noch in größeren Mengen vorhanden wären, müsste ihre Verringerung mit allen Mitteln durchgeführt werden. Die kleinen, heute noch vorhandenen Reste dieses durch sein Leben und Treiben höchste Beachtung verdienenden Tieres aber müssen als Naturdenkmal allerersten Ranges unsern Kindern und Kindeskindern unbedingt erhalten werden und verdienen deshalb den ihnen vom Staate bewilligten Schutz und die Liebe aller Naturfreunde im ganzen Umfange“*. Anscheinend hatte BECHSTEIN im Jahre 1820 eine vernünftigeren Sicht der Zusammenhänge als dieser Forstmeister des 20. Jahrhunderts (vgl. auch FÜRST 1888, VOLKMANN 1906).

Heute wird die Bibertätigkeit eher als positiver Beitrag zur Naturschutzarbeit gesehen. Die gefälltten Bäume sind meist nur bis 20 Meter vom Ufer entfernt, in der Regel leben sie als Stockausschläge weiter. Der Biber bewirtschaftet den Uferstreifen also in

Form eines Niederwaldes (vgl. dazu auch Distelverein ohne Jhzt.). Heute sieht man auch die „forstliche Schädlichkeit des Bibers“ wohl etwas anders. Im Laufe von vielen Tausenden von Jahren haben sich die Weiden und Pappeln an die ständigen Beschädigungen durch Hochwässer angepasst und reagieren mit Stockausschlägen. Auch die oftmaligen Fällungen durch Biber tolerieren diese Mantelgesellschaften. Der Biber ist eine charakteristische Art des Auwaldökosystems, genau so wie die Weide, die Pappel oder die Esche. Im Zuge der Evolution hat Meister Bokert gelernt, Weichholzaueu über lange Zeit zu bewohnen, ohne diese zu übernutzen (ZAHNER 1994).

Aus der Höhe seiner Burgen, die der Biber in Gebieten mit wechselnder Wasserhöhe mit mehreren Stockwerken ausführt, glaubte man früher, die Höhe des nächsten Hochwassers vorhersagen zu können. Ebenso versuchten die Waldhüter an der Elbe aus den Nahrungsvorräten der Biber (Haufen von Zweigen und Ästen, die auch als falsche Hütten bezeichnet wurden) die Länge und die Strenge des kommenden Winters abzuschätzen (DÖBEL 1754, TRATZ 1934). BECHSTEIN (1820) liefert die Erklärung dazu: *„So wie das Wasser steigt und fällt, ändern sie die Etage, denn ihr Schwanz muß immer im Wasser hängen, und sie selbst müssen sich beständig baden können“* (vgl. auch STRASSER VON KOLLMITZ, ca. 1630).

JESTER (1859) behauptete ähnliches vom Fischotter: Dieser habe im Frühjahr Vorempfindungen vom hohen Wasser bzw. Überschwemmungen und daher *„erhöht er sein Lager, wenn der Strom anschwellen will“*. Demnach bewährten sich Biber und Otter den Fachkundigen als Barometer für drohende Hochwässer, doch reichte diese positive Fähigkeit nicht aus, die beiden Arten vor der Übernutzung zu verschonen.

Das wesentlichste Motiv für die intensive Bejagung des Bibers in Europa war in den früheren Jahrhunderten der Wert des Bibergeils, wobei man sich auch über Schutzbestimmungen und drohende Strafen hinwegsetzte. Abschussprämien, der Ertrag für den Balg oder für die willkommene Fastenspeise spielten da eine geringere Rolle. Als der Schaden des Bibers an den Forstkulturen erfassbar und bewertbar wurden, war der Bi-



Abb. 6: Biber und Otter wurden im Mittelalter mit einer dreizackigen Lanze gestochen (aus dem *Livre de chasse*, ca. 1380).

ber in Europa schon so selten geworden, dass dieser Faktor keine nennenswerte Rolle für die Motivation zur Jagd mehr spielte.

Die Biberjagd von der Antike bis zur Renaissance

In der Antike wurde der Biber als Jagdbeute kaum beschrieben, obwohl die Art bei den Griechen fallweise erwähnt wurde. ARISTOTELES stellte fest, dass er zu den vierfüßigen Tieren gehöre, welche, wie der Fischotter, an Seen und Flüssen ihre Nahrung suchen. PLINIUS, der den Biber *Fiber ponticus* nannte, wusste schon von der Heilkraft des Bibergeils und berichtete auch, dass der Biber einen gefassten Menschen nicht loslasse, bis er mit den starken Zähnen dessen Knochen zerbrochen habe. In Ägypten wählte man den Biber als Hieroglyphe, die einen durch eigenes Verschulden entkräfteten Mann symbolisierte (DOMBROWSKI 1887). Der Biber selbst hatte im antiken Griechenland bzw. Rom anscheinend keinen hohen Stellenwert bzw. war er ziemlich unbekannt. In seinem umfassenden Buch über die Tierwelt im antiken Rom hat TOYNBEE (1983) den Biber und auch den Otter kein einziges mal erwähnt.

Die Fabel, dass der Biber dem Jäger, der ihn verfolgt, freiwillig seine Hoden (in der Jägersprache vielfach als „Geilen“ bezeichnet) anbietet, um seinen Balg zu retten,

stammte schon aus der Antike. Vermutlich wurden da schon sehr früh die Geilsäcke als Hoden angesprochen. Bis ins 19. Jahrhundert taucht dieses Märchen in der Literatur immer wieder auf, aber schon HOHBERG (1687) fand diese Darstellung unlogisch und schrieb dazu: „Daß ihm der Biebee selbst soll die Geilen ausbeissen / wenn er in Gefahr ist / gefangen zu werden / ist eine alte Fabel / die unmöglich ist / dann der Biebee viel zu dick / ungelentk und übel geschickt ist / dass er dergleichen / wann er auch schon wollte / nie würde vollbringen können; weil sie gar inwendig bey den Lenden am Rückgrad verborgen liegen“.

Im Mittelalter waren in höfischen Kreisen (Ritterschaft, geistliche Herren, Vertreter der Führungsschicht) nur solche Wildarten und Jagdmethoden „in“, die eine sehr gefährliche, anstrengende oder besonders „kunstvolle“ Jagd versprachen. Einige mittelalterliche Jagd-Traktate machen dies schon im Titel deutlich, wie z. B. *De arte bersandi*, das ist: Von der Kunst des Birschens (vgl. GUI-CENNANS vor 1250), wobei man unter Birsch damals die noch sehr seltenen Jagdmethoden mit Fernwaffen – wie z. B. mit dem Bogen bzw. der Armbrust – verstand. Oder das bekannte Buch von Kaiser FRIEDRICH II. (1241-1248, vgl. ADVA 2000): *De arte venandi cum avibus*, also: von der Kunst mit Vögeln zu jagen. Die weniger kunstvollen Jagd- und Fangmethoden wurden als „Handwerk“ gesehen, das man den Bauern und Bürgern oder den Berufsjägern überließ. In der Jagdliteratur des Mittelalters wurde der Biber daher praktisch nicht beachtet, obwohl er sich einer hohen Wertschätzung (Bibergeil, Fell, Fleisch, das als Fastenspeise genutzt werden durfte u.dgl.) erfreute. Bauern und Küchenjäger des Hofes konnten meist nicht lesen und schreiben, außerdem hätten sie sich Bücher kaum leisten können. Die Ritterschaft und der Adel konnten meist lesen, zumindest hatten sie Geld und Macht, sodass sie Bücher kaufen konnten. Diese interessierten sich jedoch nur für die kunstvollen, anstrengenden oder gefährlichen höfischen Jagdmethoden (Abb. 6).

Ein Blick in mittelalterliche Jagdbücher und Jagdtraktate wie z. B. die bekanntesten Klassiker „*Le Livre du Roy Modus*“ des Henry de FERRIÈRE (1375, vgl. Faksimile-Nachdruck 1989) oder „*Livre de la Chasse*“ des

Gaston III. Comte de FOIX et de BÉARN (1387–1389, vgl. ADVA 1994), zeigt uns, dass zwar die Otterjagd behandelt und oft in Miniaturen dargestellt wird, nach dem Biber sucht man aber vergeblich. Das erscheint doch verwunderlich, da für beide amphibisch lebenden Wildarten die selben Jagdmethoden und Ausrüstungen verwendet wurden, bis hin zu den speziell abgeführten Hunden, die man als Biber- oder Otterhunde bezeichnete. Der Grund dafür könnte darin liegen, dass diese Autoren keine Erfahrungen mit dem Biber hatten. Wahrscheinlicher erscheint mir, dass sich die Adeligen für die Biberjagd nicht interessierten, weil diese vom gemeinen Volk aus wirtschaftlichen Gründen intensiv ausgeübt wurde, es war dies also keine Kunst. Darüber hinaus war der Otter seltener und schwerer zu finden, daher war seine Erlegung eines Edelmannes würdig. Wir erinnern uns an den eingangs erwähnten Philosophen ORTEGA Y GASSET (1985), der für die höfische Jagd – er hatte ja nur diese kennen gelernt – eine gewisse Seltenheit des zu bejagenden Wildes voraussetzte. Martin STRASSER VON KOLLMITZ (ca. 1630), der mit Bibern und Ottern viel Erfahrungen sammeln konnte, betont ausdrücklich: „Der Otter ist vill künstlicher und mühesamer zu suechen und zu fachen als der Püber, dan ich bin manichem Otter bei guetter Neu (= neue Schneedecke zum Ausfahrten) und mit guetten Hundten manich ganzen Tag auf etlich Meil Wögs nachgezogen und hab ihn dan noch nit erzogen“.

Die höfische Otterjagd im Mittelalter wurde so beschrieben: Die Berufsjäger begaben sich auf die Versuche zu beiden Seiten eines Flusses, wobei auf die Fahrten und Lösungen des Otters geachtet wurde. Die Herrschaften nahmen inzwischen ein Jagdfrühstück ein, aus diesem entwickelte sich in späteren Jahrhunderten der sogenannte „Schüsseltrieb“. Nun wurde entschieden, welche Spuren die frischesten waren und die Jäger postierten sich bewaffnet mit dreispitzigen Lanzen, die Widerhaken hatten, an beiden Ufern des Gewässers, an dem das Wild gespürt wurde. Mit scharfen Hunden, die gerne ins Wasser gehen, suchten die Berufsjäger die Baue und die Ufer ab. Wenn der Otter im Wasser vorbei flüchtete, versuchte der Jäger ihn zu „stechen“, also mit der Lanze aufzuspießen (Abb. 7). Flüchtete



Abb. 7: Otterjagd im Mittelalter (aus *Le livre du Roy Modus*, Abschrift von ca. 1450).

das Wild auf das Ufer, war es Sache der Hunde, dieses abzufangen und zu würgen. Daneben wurde für breitere Flüsse die Jagd mit einem Netz empfohlen, das von Ufer zu Ufer gespannt wurde. An der oberen Leine befanden sich Schwimmkörper, die untere Leine war mit Steinen oder Gewichten beschwert. Wenn die Hunde den Otter ins Netz getrieben hatten, wurde der Netzsack mit einer Leine ans Ufer gezogen, und das arme Tier zwischen die Hunde geworfen. Den Abschluss solcher höfischen Jagden, die zwar einen hohen Aufwand erforderten, aber keinen Nutzen erbrachten, bildete die Curée, ähnlich wie bei der Rotwildjagd: Das erlegte Wild wurde auf seinem Balg zerwirkt und den Hunden als Belohnung und zur Aufrechterhaltung der Schärfe überlassen. Da an einem Otter aber nicht genügend Fleisch für eine ganze Meute war, wurde dieses Mahl mit Brot, Käse und gekochtem Fleisch gestreckt. Henri de FERRIÈRES betont auch, dass die Hunde, wenn sie einmal das Fleisch des Otters gefressen haben, diesen gerne jagen.

Die Biberjagd des Volkes bzw. die der herrschaftlichen Bediensteten erfolgte in ähnlicher Weise, jedoch wurde auf das Jagdfrühstück und auf die Curée verzichtet, denn der Zweck dieser Jagd war ja nicht das Vergnügen, sondern die wirtschaftliche Nutzung des Wildes. Neben dem Biberstich und der Netzjagd wurde auch der Fang mit Reusen betrieben, Eisenfallen gab es damals noch nicht. Vermutlich nutzten die Biberjäger früherer Jahrhunderte für den Biberfang in Reusen und Fallen auch Witterungen, die vielleicht auch Bibergeil enthielten, wie

dies von den Indianern und Trappern in Nordamerika bekannt ist. Da wir aus diesen Zeiten, da der Biber bei uns noch häufiger vorkam und genutzt werden konnte, keine entsprechenden Aufzeichnungen haben, sind europäische Erfahrungen und Fachwissen zu diesem Thema verloren gegangen.

In der Renaissance dachte und handelte man viel wirtschaftlicher, als davor und danach. Der Adel liebte zwar weiterhin unterhaltsame Jagden, aber auf unwirtschaftliche Methoden wie z. B. die im Mittelalter so beliebte Parforcejagd, verzichtete man. Diese brachte nämlich genau so wie die höfische Otterjagd keinen Ertrag, weil ja das gestreckte Wild den Hunden überlassen wurde. Interessanter waren Gesellschaftsjagden wie z. B. das eingestellte Jagen, das für die höfischen Jäger standesgemäße Beschäftigung und Unterhaltung bot, aber auch eine größere Menge an Wild erbrachte, die man der zunehmenden Bevölkerung – gesalzen oder geräuchert – mit Gewinn verkaufen konnte. Die Ernte des freilebenden Wildes war für den jagdberechtigten Adel lukrativer, als die Haltung von Haustieren, die man – zumindest in der kalten Jahreszeit – füttern und in einem Stall beherbergen musste, bzw. für die man Personal benötigte. Aber auch die Jagd machte eine gewisse Anzahl von Berufsjägern erforderlich, die damals auch noch die Bewirtschaftung der Wälder besorgten. Für die Jagd auf Biber und Otter wurden eigene Spezialisten beschäftigt, wenn die Populationen dieser wertvollen Wildarten einen entsprechenden Ertrag versprachen. Wirtschaftlich durchgeführte Biber- und Otterjagden waren keine Kunst, sondern Handwerk. Daher wurden diese Methoden der Niederen Jagd auch nicht in den damaligen Jagdbüchern beschrieben (vgl. z. B. den Klassiker der Renaissance „La Venerie“ von Jaques du FOUILLOUX, ca. 1555, der 1590 auch in deutscher Sprache erschien).

Biber & Otter

Biber und Fischotter haben eine ähnliche Größe und Gestalt, eine ähnliche Farbe, leben in ähnlichen Lebensräumen. Manche Autoren stellten zwar fest, dass Otter und Biber Konkurrenten seien, dass aber der schwächere und stärkere Biber sich gegenüber dem schwächeren Otter behauptet (z. B. WIL-

DUNGEN 1807). Beide Arten sind nachtaktiv bzw. haben wir sie durch intensive Bejagung im Laufe vieler Jahrhunderte zu nachtaktiven Wildarten gemacht. Für den Otter mag die nächtliche Jagd nach Fischen Vorteile bringen, da er von seinen Beutetieren nicht so leicht bemerkt wird. JESTER (1859) berichtet, dass der Otter äußerst menschen-scheu sei, und mit seinem scharfen Gesicht und Geruch einen Menschen oder Hund auf weite Entfernungen wittern kann. Er erwähnt aber auch, dass der Wassermarder an Orten, wo er nicht gestört wird, am Tage fischt, sonst aber gewöhnlich zur Nachtzeit.

Für den Biber wäre eine tagaktive Lebensweise zweifellos vorteilhafter, so ferne ihm der Mensch nicht intensiv nachstellt. Bei Tag kann er herannahende Feinde rechtzeitig bemerken. Da der Biber sich nie weit vom Wasser entfernt, kann er sich jederzeit mit einem Sprung ins Wasser retten, wo er kaum mehr Gefahren ausgesetzt ist. Der Biber lernte aus dem Jagddruck unserer Vorfahren und wurde vorsichtiger, bzw. überlebten nur die scheuesten Vertreter der Art. „Der Biber hat scharfe Sinne und ist äußerst scheu“ (HARTIG 1852). Aus einigen Literaturzitataten ist auch ersichtlich, dass Biberpopulationen in ungestörten Gebieten, ohne Jagddruck, tagaktiv sind und sich auch gerne sonnen (vgl. FIRDENHEIM, ca. 1600, FLEMMING 1749, NELLENBURG 1885). STRASSER VON KOLLMITZ (ca. 1630) beobachtete, dass die verprellten, oft gejagten Biber im Winter nicht an Land gehen und ihre Nahrung dann nur im Wasser suchen. In früheren Zeiten, etwa bis zum Barock, nahm man solche Beobachtungen und naturwissenschaftliche Erkenntnisse vielfach nicht so genau, manche Vorstellungen waren abergläubischer Natur. Da Biber und Otter im und am Wasser leben, wurde daher von beiden behauptet, dass sie kaltes Blut haben und Fischräuber seien, weshalb sie auch in der Fastenzeit gegessen werden durften.

In den Klassikern der Jagdliteratur aus dem Mittelalter und der Renaissance wurde der Biber nicht behandelt, da seine Jagd für die Leserschaft dieser Werke nicht von Interesse war. Dagegen enthalten diese Bücher und Traktate in der Regel Kapitel über den Otter, aber auch über den Dachs, den

Hasen und das Kaninchen, manchmal werden auch Wildkatze und Eichhörnchen behandelt. Ab der Barockzeit findet der Biber Aufnahme in die Fachliteratur, seine Jagd wird oft mit dem Otter in einem gemeinsamen Kapitel abgehandelt (z. B. STRASSER VON KOLLMITZ, ca. 1630), oder es gibt zahlreiche Querverweise. Beide Arten nehmen zu dieser Zeit durch Übernutzung ab, wobei beim Otter noch dazu kommt, dass ab dem Barock durch andere jagdliche Vorlieben bzw. eine geänderte Jagdpolitik das Raubwild ausgerottet werden sollte. Die kaum gewollte Übernutzung des Bibers war erfolgreicher als die angeordnete Ausrottung des Fischotter. Daher werden der Otter und seine Jagdmethoden in solchen Fachbüchern über die Jagd, die erstmals im 19. Jahrhundert erscheinen, weiterhin behandelt, aber der Biber wird meist weggelassen (z. B. DIEZEL ab 1848, REGENER ab 1860, OBERLÄNDER ab 1900). Ältere Werke, die noch vor 1820 erscheinen, beschäftigen sich auch mit dem Biber, in den späteren Auflagen scheint er aber oft nicht mehr auf (z. B. JESTER ab 1793; WILDUNGEN ab 1794; WINKELL ab 1805; HARTIG ab 1810; BECHSTEIN 1820). Eine Ausnahme stellt LIEBICH (1855) mit seinem Compendium der Jagdkunde dar.

In der Jagdliteratur, die ab dem Barock nun auch den Biber berücksichtigt, wird dieser oder seine Bejagung oft in einem gemeinsamen Kapitel mit dem Otter behandelt, weil auch die Jagdmethoden, die benötigten Ausrüstungen und die eingesetzten Hunde die gleichen sind (vgl.: STRASSER VON KOLLMITZ 1630, FRIEDRICH WILHELM I. 1720, FLEMMING 1749, JESTER 1859). Das große wirtschaftliche Interesse, das man an Bibern und Ottern hatte, führte dazu, dass man eine eigene Sparte von Berufsjägern beschäftigte, die nur die Aufgabe hatte, Biber und Fischotter zu jagen oder zu fangen, um sie bei Hof abzuliefern. Das Fleisch kam in die Hofküche, insbesondere zur Fastenzeit, die Hinterläufe und der Schwanz des Bibers waren als beliebte Delikatesse immer willkommen. Felle und Bibergeil wurden zum Nutzen der Herrschaft verwertet oder verkauft (MAGER 1941). Für die Biber- und Otterjäger war es auch sinnvoll, eigene Biberhunde bzw. Otterhunde zu halten. Diese Hunde stellten keine eigene Rasse dar, sie mussten scharf sein und willig ins Wasser

gehen. Sie waren gleichermaßen für beide Wildarten – für die gleichen Jagdmethoden – einsetzbar.

Martin STRASSER VON KOLLMITZ war Berufsjäger beim Erzbischof von Salzburg. Sein „*Puech von allerlai Jägerei und Waidmanschaften*“, in dem er etwa 1630 seine Berufserfahrungen niederschrieb, enthält ein erstaunlich umfangreiches Kapitel über die Biberjagd, schließt aber auch den Fischotter mit ein. Über den Biberhund schreibt er: „*Ein solcher Hundt ist mehr Geldts wert, als wan er silbern wer. Wie und wo er zu bekhumen, weiß ich außer des Abrichtens nit zu schreiben. Dan obwohlen zuzeiten ein Hundt gefundten wieret, werden si auch von den armen Waidleiten wegen ihrer Nahrung und Selzambkeit billich so hoch gehalten und geliebt, daß solliche auch umb vill Gelts nit wökhgöben oder verkhaufft werden, als ich es selbst erfahrn. Er mueß, als ich gesagt, nit zu klein sein, darmit // er austauern mag, ein guette Nasen haben und gern suechen, doch nit zu reischig, eines sitsamben Tuen, gehorsamb, geschickklich. Sodan gehört die Übung, Arbeit darzue, nemblich und fürs erst, daß du disen Hundt nichts anders suechen lasst als Piber und Otter. Bei dem Wasser auf die Änten, dieselben nach dem Schuß zu hollen, magst du in auch woll abrichtn und gebrauchen. Wann du nun spirest und warnimbst, daß der Hundt den Piber oder Otter suechet so solstu ihn täglich ausfiehern an dergleichen Ort, wo Püber und Otter sein, damit der Hundt guetten Lust bekhombe und sonst nichts anders gleichsamb vernembe oder lerne. Und da du vermörkhest, daß er Hasen oder etwas anders suechen will, so straff ihn darumben.*“

Zuletzt stellt STRASSER VON KOLLMITZ noch fest: „*Und was ich bishero der Piberhundt halber geschriben, hat es mit dem Ottergejaidt ain gleiche Mainung, wie auch mit dem Zeig, Fürtichtung und Verstöllung des Gejaidts, allein, daß der Otter will kliener ist, darnach ain jeder Waidman sich wierdt mutatis mutandur zu richten wissen und alle Fachen anzuschicken*“. Im Wald=Forst= und Jägerey=Lexicon (ANONYMUS 1764) liest man über die „Bieber=Hunde: „*Werden auch Otter=Hunde genennet, weil selbige sowol auf den Bieber / als Fisch=Otter abgerichtet werden. Dergleichen Hunde beissen oft, sind aber dabey behertzt, haben keine Gemeinschaft mit anderen Hunden, und sind überaus murrisch*“.

Nach JESTER (1859) gibt es zweierlei Arten von Biber/Otterhunden: Die größeren sind eine Gattung „dänischer Blindlinge (Bastarde)“, sie werden wegen ihres scharfen Gebisses nur zum Anpacken gebraucht. Die kleineren sind an Größe und Gestalt den Dachshunden ähnlich, doch haben sie höhere und geradere Beine. Sie haben herabhängende Ohren, ein braunes, stacheliges Haar und „sind von äußerst beißigem, unverträglichem Naturell“. Um sie abzurichten fütterte man sie von Jugend an nur mit gekochten Fischen, die man ihnen nur in kleinen Bächen oder in Pfützen vorlegte. Sie wurden auch an den Froschfang gewöhnt, aber jede andere Nahrung wurde ihnen vorenthalten. Das Suchen und Aufspüren von Wild auf trockenem Boden hat man ihnen verwehrt. Zum Einjagen setzte man diese Hunde gemeinsam mit einem jungen Otter in einen großen Kübel.



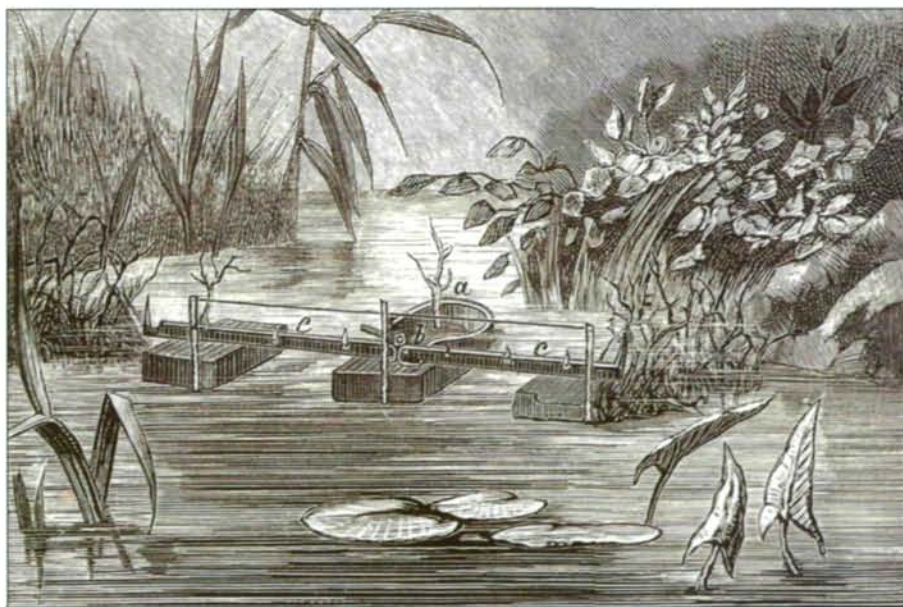
Abb. 8: Stangeneisen: eine tötende Falle für Biber und Otter (aus: DIEZEL 1880).

Abb. 9: Fängisch gestelltes Stangeneisen mit Haarstellung (aus: DIEZEL 1880).

Der früher in höheren Dichten vorkommende Biber wurde zwar intensiv genutzt, aber die Adeligen interessierten sich bis zum Mittelalter mehr für die aufwendigere Otterjagd. In der Barockzeit war manchen Fürsten und Grafen von der Hohen Jagd nur mehr wenig geblieben, für diese Herrschaftsjagden war nun auch das Niederwild von höherem Interesse, und den Bauern und Bürgern war vom einstigen Jagdrecht oft nur mehr der Vogelfang geblieben. STRASSER VON KOLLMITZ (ca. 1630) zählt die verschiedenen Methoden auf, mit denen der Biber „in Zeug lebendig oder tot (wie man will) gestochen oder

gefangen werden, mit wöllicher Manier man gewiß sein, auch Fürsten und Herrn oder dem Frauenzimmer Lust machen kann“. Die Biberjagd war nun auch bei Hof „in“, und fand daher in der Jagdliteratur ebenfalls Berücksichtigung, ja sie wurde nun meist umfassender behandelt, als die Jagd auf den selteneren Otter. Die Nutzung der beiden „amphibischen“ Wildarten war sehr intensiv: Beim Biber lockte neben dem Vergnügen ein hoher Gewinn durch Bibergeil, Balg bzw. Fangprämie, der Otter sollte wie jede andere Raubwildart nun ausgerottet werden, da sich die jagdlichen Interessen im Barock entscheidend geändert hatten. Für den Otter gab es auch Fangprämien bzw. war der Balg nach wie vor sehr wertvoll. Als Wildbret verloren Biber und Otter aber ihre einstige Bedeutung. Der Biber war bald so übernutzt, dass seine Bejagung kaum mehr möglich war. Im 19. Jahrhundert trat daher der Otter – nunmehr als gehasster Fischräuber – in den Jagdfachbüchern in den Vordergrund, der Biber wurde oft gar nicht mehr erwähnt. Und die jagdlichen Ausrüstungen, die man früher für beide Wildarten einsetzte, änderten ihre Bezeichnung: Das frühere Stangeneisen (eine tötende Falle) war nun die Otterstange, der Biber- und Otterhund wandelte sich zum alleinigen Otterhund, es gab keinen Biberstich mehr (weil sich der nicht mehr lohnte), aber der Otter wurde nach wie vor gestochen, und aus den früheren Bibergeräten waren Otternetze geworden (vgl. DIEZEL 1880) (Abb. 8, 9).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der Biber in Mitteleuropa bis auf wenige Reste ausgerottet, den rechtzeitigen Schutz hatte man übersehen (vgl. Freie Vereinigung zum Schutze des Weidwerks 1912, FLOERICKE 1927). Auch die Otterbestände waren zusammengeschrumpft. Bis zur Entstehung des Reichsjagdgesetzes (1934) forderte man in der Jagdliteratur noch die Ausrottung des Otters, während man beim Biber schon mit den modernen Wiederansiedlungsaktionen begann. Seit etwas mehr als 100 Jahren sind in den jagdlichen Ausbildungsbüchern beide Arten – sowohl der Biber als auch der Fischotter – wieder vertreten, obwohl in diesem Zeitraum und auch in der näheren Zukunft die Chancen, diese Arten legal bejagen zu können, kaum vorhanden sind. Das Wissen um erfolgversprechende Jagdmetho-



den für Biber und Fischotter ist den Jägern und Fachbuchautoren inzwischen verloren gegangen. Da sich die mitteleuropäische Jagd seit längerer Zeit als „angewandter Naturschutz“ versteht, findet man nun in fast allen jagdlichen Ausbildungsbüchern auch kurze Abhandlungen über die „Schutzobjekte“ Biber und Otter mit dem Hinweis, dass eine Bejagung bei uns nicht mehr in Frage kommt (z. B.: DOMBROWSKI E. 1893, DOMBROWSKI R. 1896, GRASHEY 1896, KELLER 1900, OBERLÄNDER 1900, VOLKMAN 1906, ZDAREK 1908, KOEPERT ca. 1922, RAESFELD 1931, BIEGER 1941, LEMKE 1981).

Biberjagd vom Barock bis zur Gegenwart

Um 1600 berichtet Hans Peter von FIRNDENHEIM in seinem Waidbuch über die Niederjagd an einem kleinen Fürstenhof. Ähnlich wie im Mittelalter richteten die Jäger vor dem befahrenen Bau im Wasser ein Garn (=Netz) auf und trieben den Biber mit dem Hund hinein. Das gefangene Wild wurde ins Boot gezogen und tot geschlagen, oder aber anschließend gehetzt. Im Barock gab es eine Reihe von uns heute unverständlich erscheinenden Tierquälereien wie Hetzen oder Fuchsprellen. Diese hatten mit der Jagd eigentlich nichts mehr zu tun, da sich die zu hetzenden oder zu prellenden Tiere ja schon in Händen der Menschen befanden. FLEMMING (1749) beschreibt und lobt einige dieser höfischen Vergnügungen.

FIRNDENHEIM (ca. 1600) meint, der Biber sei genau so wie der Otter zu fangen. Er verwendete dazu Schwerkraftschlingen. Außerdem erlegte er im August den Biber mit dem Gewehr. „Sie kommen zeitlich uß ihrem bau, wann es still ist. Wann dann ein guter wind und es hell, so kommen sie uff das land, hawen weiden baum ab. Sie sein guth zu schießen“. Darüber hinaus legte FIRNDENHEIM gerne Selbstgeschosse – sowohl Legearmbrüste als auch Legebüchsen – ähnlich wie dies auch beim Otter üblich war.

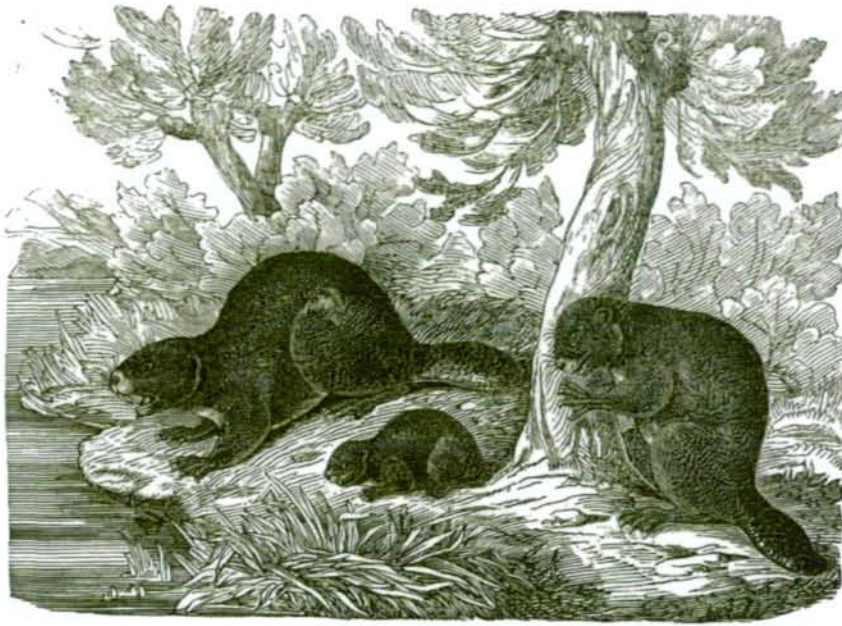
„Die sicherste, lustige und weidmanischste Manier, die Piber zu fangen“ ist nach MARTIN STRASSER VON KOLLMITZ (1630) die Suche und Bestätigung des Bibers mit dem Vorstehhund, das anschließende Stellen des Netzes, in dem das Wild dann lebendig oder



Abb. 10: Biberstich, eine Jagdmethode für den Biber bis zum 19. Jahrhundert (aus: Georgica Curiosa 1687).

tot gefangen oder gestochen wird. STRASSER verwendet kleine Netze, die vor dem Biberbau gestellt werden und große, die quer über das Gewässer gerichtet werden. Der Biberstich wurde von ihm anscheinend nur durchgeführt, wenn der Biber schon im Netz war. Diese Netze bezeichnet er nach der in Österreich üblichen Form als Peer oder Pern, deutsche Autoren bezeichnen sie als Sacknetz oder Wathe. Biber, die schon einmal eine solche Jagd erlebten und entkamen, sind „verpönt“ (=verprellt) und verstecken sich „offt in alten unter der Erden verwachsenen Schlechten und Werchen ... oder in ainem von tiefem Staudach verdeckten Tumpff“, sodass es Mühe machte, sie heraus zu treiben. Da wurde dann mit dem Schlägel auf den Boden geschlagen, mit Stangen und „Fächteisen“ in das Gestrüpp und den Tümpel gestoßen und manchmal auch versucht, den Biber mit rauchenden Hadern, die mit Pulver eingerieben waren, ins Netz zu treiben. STRASSER hatte mitunter auch Misserfolge, denn er schreibt: „Außer dessen, und wo die Waidleit und Hund verdrossen, schlecht und dergleichen unerfahren und ungeübt sein, bleibt mancher Piber bei Löben, und kriegt man Spodt für Ehr und Lust“ (Abb. 10).

Im Winter kann der Biber mit der Büchse erlegt werden, wenn man ihn bei den Bäumen, die er benagt, erwartet. Es gibt jedoch noch mehr und vielerlei Methoden, den Biber zu fangen, die nach STRASSER aber „so



13. DER BIBER.

Im Seite 98.

Abb. 11: LIEBICH wollte nicht glauben, dass der Biber nur Holz frisst (aus dem Compendium für Jagdkunde 1855).

gar waidmanisch und lustig mit sein“, wie STRASSER meint, weshalb er auf Fallen, Schlageisen, und Selbstgeschosse, die damals üblich waren, auch nicht näher eingeht.

HOHBERG (1787) hatte anscheinend keine eigenen Erfahrungen mit der Biberjagd. Er berichtet darüber nur kurz und bündig: „Er wird mit Hunden ausgespührt / und aus seinem Geschleiff in Netz oder Fischbeer gejagt / oder wird mit Geeren gestochen / zu Nachts kann man ihn bißweilen zu Land antreffen / und hetzen“. FLEMMING (1749) beschreibt die Biber- und Otternetze in einem gemeinsamen Kapitel. Zu dem damals Üblichen berichtet er auch von einem Hamen, der mit einer Zugleine versehen, ähnlich wie eine Dachshaube, funktioniert, so dass sich die Biber und Otter selbst fangen. „Und ist solches allezeit besser des Nachts zu bewerkstelligen, kan sich auch alles von sich selbst fangen, und wird bequemer seyn, als wenn man mit der Schnur ziehen, oder Gabel stechen, und in der Kälte Schildwache halten müste, auch darbey wohl gar einschlaffen dürffte, und haben grosse Herren zu weitläufftigen Wassern in ihren Landen hierzu absonderliche Bieber= und Otter=Fänger, so ein a part Weydewerck; Doch kann ein Jeder aus allen diesen das Beste sich erwählen, maassen kein Mensch vollkommen ausgeleinet“.

„Der Bieber, als ein dem Holtze und den Fischen sehr schädliches Thier, wird mit einem

guten Teller=Eisen, das zwey gute Federn hat, gefangen“ schreibt DÖBEL (1754) über den Biberfang. Das Eisen sollte an den Ein- und Ausstiegen gelegt werden. Daneben empfiehlt DÖBEL auch das Fangen mit Netzen: Das Netz wird an Land bei den Ausstiegen des Bibers gestellt. Einer der Jäger versteckt sich beim Netz, der andere sucht den Biber mit dem Hund, um ihn ins Netz zu treiben. Der wartende Jäger muss aber schnell sein und den Biber tot schlagen. „Denn wenn dem Bieber Zeit gelassen wird, so frisst er sich durch die Netze“. Vielleicht hatte FLEMMING mit seinem selbst fangenden Hamen auch dieses Problem? DÖBEL beschreibt auch noch den Biberfang mit der Wathe (Abb. 11).

Im 19. Jahrhundert fing man den Biber im Tellereisen, im Stangeneisen und im Netz, aber auch der Biberstich war noch üblich. Das Tellereisen, das gefangenes Wild nur festhält, legte man bei den Ausstiegen ins Wasser oder verblendet an Land. Dieses musste aber mit einer Kette an einen Stein oder Pflock befestigt werden, damit der Biber nicht das Eisen fortträgt. An der Kette gefesselt sollte er ins Wasser fallen und ertrinken. Das Stangeneisen war eine tödende Falle, die in das Wasser auf den Wechsell von Biber und Otter gelegt wurde. Als Auslöser diente eine Haar-Stellung: Ein Haar aus dem Pferdeschweif wurde direkt an der Wasseroberfläche gespannt. Eine kleine Berührung durch das Wild reichte, um die Falle auszulösen. HARTIG (1852) berichtet über die Bejagung des Bibers gar nicht – wohl im Hinblick auf die schon eingetretene Seltenheit dieser Wildart. Für die Bejagung des Otters (damals die Otter) dagegen nennt er vier gängige Methoden: Den Ansitz, die Treibjagd, den Fang in Netzen und den Fang im Eisen. Nach anderen Autoren waren diese Jagdarten auch für den Biber üblich. In mond hellen Nächten stellt man sich mit gutem Wind gedeckt nahe der Pässe (Aus- bzw. Einstiege) an und versucht mit grobem Schrot dem Wild auf den Kopf zu schießen. Weil man aber oft viele Nächte vergeblich wartet, ist dieser Anstand oder Ansitz „eine höchst verdrießliche Sache, und würde gewiß nur selten stattfinden, wenn der Balg dieses Thieres nicht so kostbar wäre“. Nach JESTER (1859) kann man den Biber in mond hellen Nächten bei den Ausstiegen auf dem Anstand schießen, doch ist wie beim Otter auf

gute Deckung und die Windrichtung zu achten, der Schuss sollte am Land und nicht ins Wasser abgegeben werden, da sonst viele Biber verloren gehen. „Angenehmer und unterhaltender als der Anstand bei Nacht ist das Treibjagen bei Tag“ meinte HARTIG. An Stellen, wo das Wild vermutet oder gespürt wurde, besetzt man die seichten und einsichtigen Stellen des Gewässers mit Schützen und sucht die Ufer mit Hunden bzw. lässt man die hohlen Ufer mit langen Stangen beunruhigen. Die Schützen müssen jedoch die ganze Zeit sehr aufmerksam sein. Diese Methode ist dem Biberstich sehr ähnlich.

JESTER (1859) beschreibt auch die damals eingesetzten Bibernetze: Es werden starke Netze mit fingerdicken Leinen verfertigt, etwa 3 Ellen hoch und etwa 100 Fuß lang, die Spiegelmaschen mit einer Weite von etwa 18 Zoll. Diese Netze werden bei Nacht am Land dort, wo der Biber seinen Ausstieg hat, an 3 Ellen langen Stangen aufgestellt. Der Biber wird dann mit Biber- oder Otterhunden aufgesucht und ins Netz getrieben. Oder die Netze werden im Wasser vor den Biberbau gestellt und die Tiere mit den Hunden aus ihrer Wohnung herausgestöbert. Die Wathe für den Biber ist ähnlich einer Fischwathe, etwa 15 bis 18 Ellen lang und hat einen ziemlich langen Küttel (Fang-sack). Diese Wathe wird vor dem Biberbau im Wasser aufgestellt und der Biber mit den Hunden in das Netz getrieben. JESTER erwähnt auch eine Falle aus zwei Blöcken, die den Biber erdrückt, sowie eine Reuse aus Fichtenästen mit einem Busch von Espenknospen, in die der Biber hineinkriecht, aber nicht mehr zurück kann. Der Biberstich ist nur an stillen, klaren Gewässern möglich, wo man bis auf den Grund sehen kann. Der Biber wird dabei mit Biber/Otterhunden ins Wasser getrieben und mit dreizackigen Gabeln, die mit Widerhaken versehen sind, erstochen.

In vielen Büchern des 18. und 19. Jahrhunderts findet man fantasiereiche Erzählungen über den Biber, die mit der Wirklichkeit nur wenig zu tun haben, die aber offenbar gerne abgeschrieben wurden. HOBERG schrieb schon 1687 über den europäischen Biber: „*Sie sollen zu Nachts versammelt in die nächsten Holtzstätte ziehen / und wann sie etliche Bäume haben gefället / legen sie die*

Alten / die stumpfe Zähne haben / und nicht hauen können / auf den Rucken / laden ihnen die Bäume auf / die umfassen sie mit ihren vordern Füßen / daß sie nicht abfallen / und werden also mit dieser Fuhr beladen von den andern nach Hause gezogen / und diese werden hernach am Rucken erkennen / weil ihre Haar daselbst gantz hingestossen und abgewetzt sind; und schreibt Albertus Magnus, er habe diß von einem erfahrenen Jäger gehört“. So fiel Albertus MAGNUS – ähnlich wie lange vor ihm CÄSAR – auch dem „Jägerlatein“ zum Opfer (vgl. auch RIESENTHAL 1880).

Von den amerikanischen Bibern wird mehrfach berichtet, dass sie in einer republikanischen Gemeinschaft zusammen leben (z. B. WINCKELL 1821, JESTER 1859). JESTER wehrt sich gegen solche Übertreibungen und Fabeln einiger Schriftsteller über den Biber: Fremde und reisende Biber werden zu Sklaven gemacht, die Erde und Holz herbeischleppen müssen. Alte und träge Biber werden auf den Rücken geworfen und als „Fuhrwerk“ zum Materialtransport benützt. In Rathsversammlungen gehen sie nur in ungerader Zahl, damit immer eine überwiegende Stimme wäre, die ganze Gesellschaft hat einen Präsidenten, und jeder Stamm einen Aufseher. Wenn Biber verfolgt werden, reißen sie sich die Hoden aus, um die Begierde der nachstellenden Jäger nach dem Bibergeil zu befriedigen, aber dieses ist nicht in den Hoden sondern befindet sich bei beiden Geschlechtern in besonderen Säcken. Abenteuerlich, geradezu vermenschlicht, sind auch die Schilderungen vom Dammbau und von der Errichtung der Biberburg, die JESTER von GOEZE übernommen hat. JESTER zitiert aber auch HEARNE, der zahlreiche Biberburgen untersuchte und solche Beschreibungen ins Reich der Fabel verwies.

Anderen Autoren erschienen diese Berichte so unwahrscheinlich, dass sie sogar die Errichtung von Dämmen und Burgen durch Biber bezweifelten. Daher sah sich FISCHER (1820) veranlasst, einen Artikel zur „Hydrotechnischen Ehrenrettung des Bibern“ zu verfassen, um dessen Fähigkeiten ins rechte Licht zu rücken.

Auch NELLENBURG (1885) stellt fest, dass über keines der jagdbaren Tiere in der naturgeschichtlichen Literatur seltsamere Dinge erzählt werden als über den Biber. Er



Abb. 12: Amerikanischer Biberfänger bei der Arbeit (aus: Harper's Magazine 1889).

berichtet über die Lebensgewohnheiten des Bibers und über seine Bejagung in Amerika, die er selbst kennen gelernt hatte bzw. was er von Indianern und Trappern darüber erfahren hatte. Er hatte einiges über Biberburgen im Norden des Landes gehört, aber in dem großen Gebiet (800 mal 400 englische Meilen), das er genauer kennen lernte, fand er nur Erdbaue. NELLENBURG meinte, dass daran „die Verschiedenheit von Klima und Oertlichkeit oder wahrscheinlich noch die Natur der Gewässer Schuld sein mag“. Der geringste menschliche Geruch oder Witterung in der Nähe der Falle genügt, dass die Biber diesen Ort meiden. Dies ist offenbar eine Folge des Jagddruckes, denn in ungestörten (jagdfreien) Bereichen kann man die Biber nach den Schilderungen von NELLENBURG auch bei Tag beobachten. Die Errichtung von Dämmen wird nicht von einem „unwiderstehlichen Drang oder Instinct beim Biber“ gesteuert. Denn in Gewässern, die von Natur aus schon „hinreichend geräumig“ sind und einen wenig veränderlichen Wasserstand aufweisen, baut er keine Dämme.

Die Biberjagd mit dem Gewehr ist wenig ergiebig und wird daher gemäß NELLENBURG nur selten versucht: Es ist zwar nicht schwierig, bei Nacht sich auf Schussweite

an eine Biberkolonie heran zu pirschen. Wenn der Biber auftaucht, um Luft zu schöpfen, sieht man nur für wenige Sekunden seine Nase. Da bleibt wenig Zeit zum Zielen und die Wirkung ist meist nicht ausreichend. Der angeschossene Biber taucht dann zu seinem Bau oder er verbeißt sich am Grund, sodass man ihn meist nicht bekommt. Bei Tag ist das Anpirschen auf Schussweite praktisch unmöglich.

Die Fallensteller des Westens verwenden Tellereisen mit zwei kräftigen Federn. Vorerst werden in den Mittagsstunden die günstigen Fangplätze ausgewählt, wobei man möglichst nicht ganz an das Ufer tritt. Dann holt man die Fallen, in der Regel nicht mehr als acht Stück (mehr schafft man an einem Tag nicht; 8 Fallen samt Kette wiegen schon mehr als 30 kg). Die Fallen müssen vor Einbruch des Abends gelegt werden. Für jede der Fallen werden ein etwa 2,5 Meter langer Weidenpflock sowie mehrere dünne Gerten geschnitten. Die Falle wird mit einer Kette versehen und noch am Land gespannt. Das Legen der Falle erfolgt vom Wasser aus: In der Nähe des Ausstieges 12 bis 25 cm unter dem Wasser (je nachdem, ob das Tier an den Vorder- oder an den Hinterbeinen gefangen werden soll) wird das Tellereisen gelegt. Zwischen die Backen der Falle wird ein Köderstock eingesteckt: Eine Weidengerte wird gespalten und in die Witterung, die der Fänger in einer Flasche mitträgt, eingetaucht. Dabei darf kein Tropfen Wasser in die Flasche gelangen, weil sonst der Inhalt unbrauchbar wird. Dann werden noch weitere Gerten V-förmig in den Bachgrund gesteckt, sodass ein Trichter in Richtung Köderstock entsteht. Den Weidenpfahl rammt der Fallensteller in Richtung Bachmitte in den Boden und befestigt daran die Kette. Ist der Grund steinig, wird die Kette an einem größeren Stein befestigt. Alle Teile der Weidenruten, die aus dem Wasser ragen, dürfen nicht berührt werden. Ebenso muss der Fänger vermeiden, am Ufer herum zu gehen, weil dies die Biber vertreibt (Abb. 12). Wenn der Uferbereich seicht ist, sodass der gefangene Biber nicht ertrinkt, besteht wenig Hoffnung auf Erfolg. Das Tier zieht so lange an der Kette, bis der Pfahl nachgibt und schleppt dann Falle und Kette zum Bau, sodass diese verloren sind. Bleibt das Tier irgendwo hängen und wird der Biber bis Tagesanbruch fest gehalten,

muss der Fänger sehr früh zur Stelle sein, um sich des Gefangenen zu bemächtigen. Wenn nicht, wird sich der Biber den Fuß abbeißen und entkommen, wie dies auch vom Fuchs im Tellereisen bekannt ist. Im Gegensatz zu NELLENBURG behaupten BREHM & ROSSMÄSSLER (1864), die vermutlich nie selbst einen Biber gefangen haben, das dieser nicht daran denkt, „sich durch Abschneiden des vom Eisen gefassten Beines zu befreien“. Eine erfolgreiche Methode des Biberfanges schildert BERGER (1928): Der Damm der Biber wird durchstochen und hier ein Eisen gelegt. Die Biber merken den Wechsel des Wasserspiegels und kommen um den Schaden zu beheben. Dabei werden sie leicht gefangen.

Das Biberfell ist zwar das ganze Jahr über brauchbar, im Winter ist es jedoch dichter und wird da besser bezahlt. Die Hauptfangzeit ist daher in Nordamerika der Spätherbst bis zum Frost, jedoch gehen zu dieser Zeit meist junge Tiere (mit kleinerem Fell) in die Falle. Ein nicht unbedeutender Nebengewinn für die Fallensteller ist das Bibergeil, welches sorgfältig gesammelt und gut bezahlt wird. Nach Eintritt des Frostes stellen die Trapper ihre Tellereisen auf Koyoten, Luchse, Füchse und Marder, was ihnen jedenfalls weniger Beschwerden und Entbehrungen bereitet, als der Biberfang. (NELLENBURG 1885).

Laut BREHM & ROSSMÄSSLER (1864) bzw. NELLENBURG (1885) verwenden die amerikanischen Trapper Bibergeil für die Verwitterung des Fangeisens oder des Fangplatzes. Fell und Bibergeil, die beide hoch im Preis stehen, treiben den amerikanischen Jäger zur Biberjagd an. Je seltener Meister Bockert vorkommt, um so beschwerlicher und gefährlicher fällt die Jagd aus, aber um so größer ist der Lohn für die Mühen. Auch hier mag der spanische Philosoph JOSÉ ORTEGA Y GASSET recht haben mit seiner Behauptung, dass eine gewisse Seltenheit des Wildes eine Voraussetzung für die Jagd sei.

Der europäische Biber war zu Ende des 19. Jahrhunderts schon sehr selten geworden. DOMBROWSKI (1896) stellte daher fest: Die Jagd auf den äußerst scheuen Biber kann lediglich am Anstand in mond hellen Nächten durchgeführt werden, Jagd und Fang sind nicht mehr von Bedeutung. Aber BECHSTEIN meinte schon 1820 dazu: „Da er sich gewöhnlich an unzugänglichen Orten aufhält, so ist ihm mit

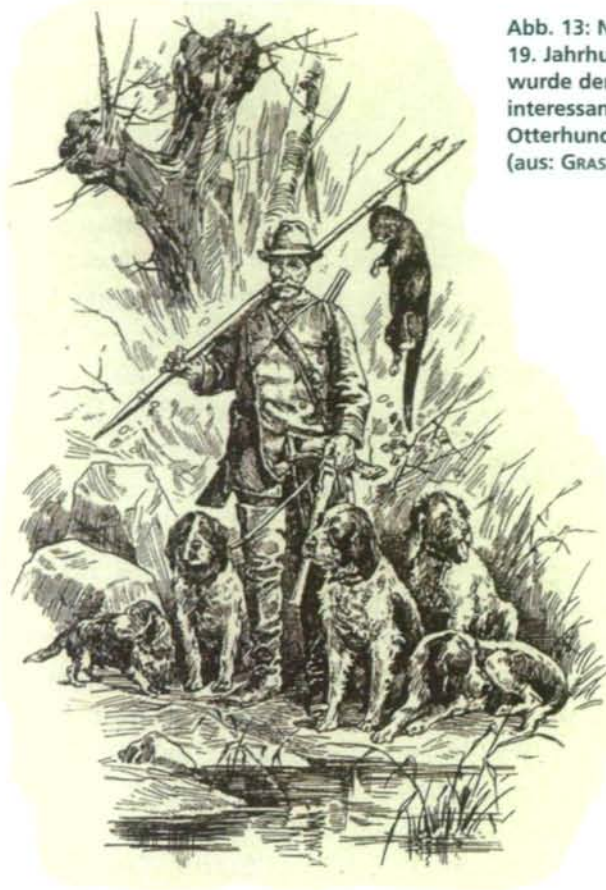


Abb. 13: Nachdem der Biber im 19. Jahrhundert sehr selten war, wurde der Otter wieder interessanter. Otterjäger mit Otterhunden (aus: GRASHEY 1896).

dem Schießgewehr nicht leicht beizukommen. Man schießt ihn aber doch bey mond hellen Nächten auf dem Anstande, und beym Ausgang von den Bäumen, auf die er sich flüchtet“ (!!!). Der Schuss auf schwimmende Biber hatte nach BERGER (1928) selten Erfolg: Wenn das Tier nicht sofort tödlich getroffen wird, was selten der Fall ist, taucht es unter und verbeißt sich (vgl. auch TRAIN 1877). Am leichtesten ginge es bei Hochwasser, wenn die Biber auf Dämme, Kopfweiden u. dgl. flüchten. Aber da ist der Schuss nicht ratsam, da das Tier in die trüben Fluten fällt und den Blicken entschwindet. Daher wendete man besser Netze an. Bei Hochwasser waren auch nächtliche Jagden vom Boot aus mittels Fackeln üblich, mit denen die Tiere geblendet wurden.

GRASHEY (1896) meint, dass von einer Biberjagd wohl keine Rede mehr sein kann (vgl. auch RIESENTHAL 1880). BÖHMERLE beschreibt 1908 auch nur mehr historische Jagdmethoden für den Biber: 1) Anstand in mond hellen Nächten, 2) Fang: a) In Netzen und Garen, b) mit dem Tellereisen, c) mit dem Biberstich, einer dreizackigen, widerhakigen Gabel (Abb. 13).



Biber.

Wiederansiedlung des Bibers

Im 20. Jahrhundert begann man in mehreren Ländern Europas, wo der Biber schon längere Zeit fehlte, mit Wiederansiedlungen. Es waren dies in der Regel Projekte des Naturschutzes, die eine Wiedergutmachung von früheren Fehlentwicklungen zum Ziel hatten. Solche Wiederansiedlungen (einschließlich Umsiedlungen) gab es in Deutschland, in der Schweiz, in den Niederlanden, in Finnland, Kroatien, Ungarn und Rumänien, aber auch in Österreich, meist mit positivem Erfolg. Ein Vorreiter dieser Aktivitäten war Schweden, wo man schon um 1930 etwa 80 Biber aus Norwegen ansiedelte. Der Erfolg war hier durchschlagend, der Bestand wird heute auf ca. 150.000 Tiere geschätzt. Seit einigen Jahren wird diese Population auch wieder bejagt, um Pelze und Fleisch zu nutzen (COLDITZ 1994, Distelverein o. Jhzt., SIEBER 1999, WEINZIERL 1973) (Abb. 14).

Auch in früheren Jahrhunderten hat man mehrfach Biber in Gefangenschaft gehalten bzw. Wiederansiedlungen versucht. Haltungen beruhten meist auf Liebhaberei eines Fürsten. Aber die frühen Wiederansiedlungen hatten einen anderen Zweck, als die Naturschutzaktivitäten des 20. Jahrhunderts. Es ging damals um die Erhaltung dieser wirtschaftlich interessanten Wildart, um eine weitere Nutzung zu sichern. Meist waren aber diese Projekte nicht sehr erfolgreich, da die Tiere viel zu früh von den Be-

rechtigten und / oder von Wilderern bejagt wurden. Um 1600 versuchte der Herzog Johann Adolf von SCHLESWIG-HOLSTEIN, STORMARN und DITHMARSCHEN einige Biber aus dem Inneren Deutschlands bei seinem Schloss anzusiedeln. Anscheinend überlebten die Tiere hier nicht lange.

Kurz nach 1700 wurden sowohl in Brandenburg als auch im Herzogtum Magdeburg Biber zur Begründung von Kolonien freigesetzt. Mit Edikten von 1707 und 1714 wurde den Untertanen die Schonung der Tiere anbefohlen. Mit der 1720 erlassenen Holz-, Mast- Jagdordnung erneuerte König FRIEDRICH WILHELM I. von Preußen den Schutz der Biber: „In der Elbe, der Havel und im Rudow-Strohm sollen die Biber bey Vermeidung schwehrrer Straffe geheget, und von Niemanden, wer der auch sey, beunruhiget, und um allen Vorwand eines begangenen Irrthums vorzubeugen, an denen Orten wo diese sich aufhalten, keine Ottern ohne Special-Permission geschossen, oder geschlagen werden“. Wenn die zum Otterfang bestellten Bediensteten es sich gelüsten lassen sollten, einen Biber oder Otter zu veruntreuen, sollten sie mit 10 Thaler pro Stück bestraft werde, und jeder der den Täter anzeigte, ein Viertel dieses Strafgeldes zur Belohnung erhalten (FRIEDRICH WILHELM I. 1720). Da die Tiere mit ihren Dammbauten bald Entwässerungsarbeiten störten, wurden sie zur Bejagung freigegeben und waren daher bald wieder verschwunden. Der Landgraf von Hessen tauschte 1714 in Dessau Soldaten („lange Kerls“) gegen Biber ein, aber auch dieses Vorhaben hatte anscheinend wenig Erfolg (MAGER 1941, WEINZIERL 1973).

Im 18. Jahrhundert soll der Biber in Böhmen noch häufig vorgekommen sein (ANONYMUS 1891). Aber im Bereich von Wittingau (Trebou) war die Art seit Menschengedenken ausgestorben. 1773 ließ Josef Adam Fürst von SCHWARZENBERG ein Biberpaar aus Polen bringen, das in ein Gehege nach Rothenhof (nahe Krumau) gebracht wurde. Da gemäß den vorhandenen Aufzeichnungen keine weiteren Biber eingeführt wurden, ist anzunehmen, dass die ganze Wittingauer Population von diesem einen Paar abstammte. Im Jahr 1789 war die Population auf 14 Tiere angewachsen, 1791 waren es schon 17 Stück. Im selben Jahr

Abb. 14: Es gibt wieder Biber in Mitteleuropa (aus: BREHM & ROSSMÄSSLER 1864).

wurden vier Biber und in den Folgejahren weitere Tiere – nach Maßgabe des Zuwachses – nach Wien gesandt, wo sie in der Schwarzenbergischen Hofküche Verwendung fanden oder verkauft wurden. 1804 kamen vier Biber vom Rothenhof nach Wittingau in einen Teich beim Neubach, wo man sie mit Brot fütterte. Die Tiere blieben beisammen bis ein Hochwasser sie zerstreute. Ein Biber wurde von einem Bauern erschlagen, einer erschossen, die übrigen zwei wurden vermisst. 1809 kamen wieder acht Biber an den Neubach und ein Ersuchen ging an die benachbarten Ämter, die Ansiedler in Schutz zu nehmen. Insbesondere wurde den Jägern, Hegern, Fischern und Müllern die Schonung dieser „friedlichen und unschädlichen Tiere“ ans Herz gelegt. Das Wittingauer Forstamt trug den Nachbarrevieren die Schonung auf und es wurde verlautbart, dass „jeder Anzeiger, welcher den Beschädiger eines Bibers angibt, mit 12 fl. belohnt wird“. Das war eine beachtliche Summe.

In den folgenden 24 Jahren vermehrten sich die Biber hier deutlich. 1833 fand man am Damm des Neubaches einige Biberbaue und befürchtete einen Dammbbruch bei Hochwasser. Daher erließ das Wittingauer Wirtschaftsamt eine Verordnung, dass die Biber zu vermindern seien, es wurde sogar ein Schussprämie von 5 fl. festgesetzt. Es wäre jedoch leicht gewesen, mit Hilfe der zur Robotleistung verpflichteten Bevölkerung und den in der Nähe vorhandenen Steinen den Damm zu sichern. 1835 erhielt der Wiener Wildbrethändler EXINGER die Bewilligung, am Neubach Biber mit dem Eisen zu fangen, wofür er für einen Biber mit einem Gewicht von 10–30 Pfund 10 fl., von 30–40 Pfund 20 fl. sowie für Biber über 40 Pfund 30 fl. zu bezahlen hatte. Diese Preise zeigen, welchen Wert der damals schon seltene Biber hatte. Das Ziel war, am Neubach die Population zu vermindern oder auszurotten. Es begann ein regelrechter Krieg gegen die Biber. Im selben Jahr wurde Herrn EXINGER sogar erlaubt, bei der Verfolgung der Tiere auch die Dämme des Neubaches zu untergraben. Der dadurch verursachte Schaden war zweifellos höher, als der durch den Verkauf der Biber erzielte Nutzen. Am 21. Mai 1841 berichtete das Mezimoster Marktgericht, das bei Mezimost „ein Biber, ein höchst gefährliches Thier, geschossen wurde“.

Im Jahr 1865 schätzte man die Biberpopulation im Bereich Wittingau auf zehn Tiere. Einer Vermehrung stand hauptsächlich die Wilderei entgegen, denn der hohe Wert des Bibergeils sicherte dem Schützen ein königliches Schussgeld, das jede Apotheke gerne bezahlte. Die Zuchtanlage in Rothenholz wurde anscheinend nach und nach mehr vernachlässigt, seit 1837 brachten die sechs Tiere keinen Zuwachs mehr. 1840–1844 gingen fünf Tiere ein und 1846 brachte man ein weiteres Tier in das Gehege, sodass wieder zwei Biber vorhanden waren. 1848 zerstörte ein Hochwasser die Zuchtanlage, ein Tier ging ein, das andere wurde vermisst (LENK 1865).

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts scheiterte eine Wiederansiedlung des Bibers bei Potsdam, da nur Männchen zur Verfügung standen. Befürchtete man im 19. Jahrhundert noch vielfach, dass der europäische Biber bald der Vergangenheit angehören würde (LIEBICH 1855, JESTER 1859, KOBELL 1859, vgl. auch BERGER 1928), kann man diese Art aus heutiger Sicht durchaus als gesichert ansehen. BERRENS et al. (1994) meint, dass die konsequente Hege der Restbestände ab 1900 sehr erfolgreich war. Dazu kamen Wiederansiedlungen an verschiedenen Gewässern Ostdeutschlands, Umsiedlungen aus angewachsenen Populationen, ein expandierender Bestand an der Elbe, ein sehr großes Vorkommen im Donau-Innbereich mit mehreren 100 Exemplaren (vorwiegend schwedischer Herkunft), in der nördlichen Eifel ein Vorkommen mit Expansion in den belgischen Raum (polnischer Herkunft), eines im südöstlichen Spessart (Herkunft Elbe). In Frankreich gibt es Biber vielenorts aus der seinerzeitiger Rhone-Population, auch im Elsass. In den Niederlanden leben Elbebiber und auch in der Schweiz ist die Art heimisch. In Österreich zeigen die zwei Populationen eine Aufwärtsentwicklung, mit Ausbreitung in den tschechischen Bereich (vgl. auch SIEBER 1999). In Osteuropa und Skandinavien leben gesicherte Bestände mit geschlossenem Areal, in Finnland und Russland enthalten die Populationen auch zahlreiche Biber mit kanadischer Herkunft. Zum Teil werden diese Populationen auch schon wieder genutzt.

Selbst wenn diese Vorstellung manchen mitteleuropäischen Naturschützern noch

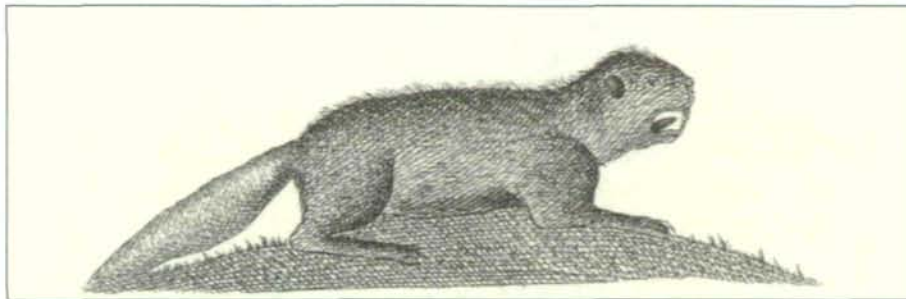


Abb. 15: Biber aus FLEMMING (1749).

abwegig erscheinen mag, glaube ich, dass in absehbarer Zeit auch in Mitteleuropa eine nachhaltige Bejagung des Bibers wieder möglich sein wird. Ich darf dazu den sowjetischen Naturschützer Prof. N.A. GLADKOW (nach DJOSHKIN & SAFONOW 1972) zitieren, der meinte: „Die Gesellschaft verändert sich, indem sie von einer sozialökonomischen Formation zur anderen übergeht. Damit verändert sich auch das Verhältnis der Gesellschaft zur Natur. Die Nutzung der Natur geht vom Stadium des Sammelns in ein Stadium der Plünderung der Natur über, um dann in ein Stadium der fürsorglichen Bewirtschaftung, durch die die von ihr genutzten natürlichen Schätze vermehrt werden, einzumünden“. Und die beiden russischen Biberspezialisten DJOSHKIN & SAFONOW stellen zur Bejagung seltener Arten fest: „Prinzipiell falsch ist die Trennung von Schutz und Nutzung bei Arten, deren Bestand gehoben wird. Der Schutz darf kein Selbstzweck sein: Nicht nur, dass dies keinen Nutzen bringt, sondern in der Regel ist dies sogar schädlich. Je rationeller die wildlebenden Tiere genutzt werden, desto produktiver ist die Population. Eine andere Einstellung zum Jagdwild kann es nicht geben“.

Literatur

- Akademische Druck und Verlagsanstalt (ADVA, Hsg.) (1994): Das Jagdbuch des Mittelalters. — Ms. Fr. 616 der Bibliothèque Nationale in Paris. Glanzlichter der Buchkunst, Bd. 4.
- Akademische Druck und Verlagsanstalt (ADVA, Hsg., 2000): Das Falkenbuch Friedrichs II. — Cod. Pal. Lat. 1017 der Bibliotheca Apostolica Vaticana. Glanzlichter der Buchkunst, Bd. 9.
- ANONYMUS F.C.V.G. (1764): Wald= Forst= und Jägerey=Lexicon.
- ANONYMUS G.D. (1891): Das Vorkommen des Bibers in Österreich. — Hugo's Jagd-Zeitung 34: 184–185.
- BACHOFEN VON ECHT, BARON R. & W. HOFFER (1930): Jagdstatistik und Geschichte des Steirischen Wildes. — Jagdgeschichte Steiermarks Bd. III: 1–328.

- BACHOFEN VON ECHT, BARON R. & W. HOFFER (1931): Geschichte des Jagdrechts und der Jagdausübung. — Jagdgeschichte Steiermarks Bd. IV: 1–704.
- BECHSTEIN J.M. (1820): Der Biber, *Castor Fiber*. — Die Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen für Jäger und Jagdfreunde. 1. Bd.: Jagd=Zoologie, 356–361.
- BERGER A. (1928): Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit.
- BERRENS K. et al. (1994): Jagdlexikon. — 6. Aufl., bearbeitet von G. SEILMEIER. Wien München Zürich.
- BIEGER W. (1941): Handbuch der deutschen Jagd.
- BOHMERLE E. (1908): Taschenbuch für Jäger und Jagdfreunde, zugleich Repetitorium für das Studium der Jagdwissenschaft und die Vorbereitung zur Jagdprüfung.
- BREHM A.E. & E.A. ROSSMÄSSLER (1864): Die Thiere des Waldes. — 1. Bd. Die Wirbelthiere des Waldes.
- BREHM A.E. (1900): Brehms Tierleben, 2. Bd.: Die Säugetiere. — 2. Teil, 3. Aufl., neu bearbeitet von PECHUEL-LOESCHE.
- BROADBENT N.D. (2000): Die arktischen Jäger und Fischer Eurasiens. — In: G. BURENHULT (Hsg.), Die Menschen der Steinzeit, Jäger, Sammler und frühe Bauern, 196–199.
- BURENHULT G. (2000): Die Megalithbauern Westeuropas. — In G. BURENHULT (Hsg.), Die Menschen der Steinzeit, Jäger, Sammler und frühe Bauern, 79–83.
- COLDITZ G. (1994): Der Biber: Lebensweise, Schutzmaßnahmen, Wiederansiedlung. — 1–64.
- DIEZEL C.E. (1880): Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd. — 5. Aufl., bearbeitet von E.v.d. BOSCH, 1–998.
- DINGLER M. (1927): Schutz gegen Tiere; Forstschutz. — Hsg. von W. BORGMANN, Bd. 2.
- Distelverein (ohne Jahrzahl): Biber, sie schwimmen wieder. — 1–23.
- DJOSHKIN W.W. & W.G. SAFONOW (1972): Die Biber der Alten und Neuen Welt. — Neue Brehm-Bücherei 437: 1–168.
- DÖBEL H.W. (1754): Neueröffnete Jäger=Practica, oder der wohlgeübte und erfahrene Jäger. — 36–37, 136–138.
- DOMBROWSKI E. Ritter von (1893): Der Biber. — In: Karl von TRAINS Weidmanns Praktika zu Holz, Feld und Wasser, 6. Auflage, 109–110.
- DOMBROWSKI R. Ritter von (Hsg., 1887), Allgemeine Encyclopädie der gesammten Forst und Jagdwissenschaften. — 2. Band.
- DOMBROWSKI R. Ritter von (1896): Lehr- und Handbuch des Weidwerks für Berufsjäger und Jagdfreunde.
- FERRIERES H. de (1375/ca. 1450) (ADVA 1989): Le Livre du Roy MODUS. — Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Jagdbuches des König MODUS aus der Handschrift MS

- 10.218-19 der Bibliothèque Royale Albert I^{er}, einschließlich Kodikologische Beschreibung von D. THOSS und Übersetzung von M. HAEHN. Graz, 1989.
- FIRDENHEIM H.P. von (ca. 1600): Waidbuech. — In: K. LINDNER (1959): Deutsche Jagdtraktate des 15. und 16. Jahrhunderts, Teil II.
- FISCHER V.F. (1820/21): Hydrotechnische Ehrenrettung des Biebers. — In: LAUROP C.P. & V.F. FISCHER (Hsg.), Sylvan, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde, 137–140.
- FLEMMING H.F. von (1749): Der vollkommene Teutsche Jäger, darinnen die Erde, Gebürge, Kräuter und Bäume, Wälder, Eigenschaften der wilden Thiere und Vögel, so wohl Historice, als Physice, und Anatomice: dann auch die behörigen groß= und kleinen Hunde, und der völlige Jagd=Zeug, letzlich aber die hohe und niedere Jagd=Wissenschaft. — die andere Auflage.
- FLOERICKE K. (1927): Aussterbende Tiere: Biber / Nerz / Luchs / Uhu.
- FOUILLOUX J. du (ca. 1555) : La Venerie. — In: Librairie A. ARDANT (1973), Les Maitres de la Venerie.
- FOUILLOUX J. von (1590) : New Jägerbuch, darinn gründlich beschrieben und zufinden / vom Jäger / der Jagten anfang / des Jägers Horn und Stimm / wie er sich deren auff der Jagt / recht gebrauchen / und artige Hiffit blasen soll / und was zu jedem sonst besonders mehr erfordert wirt. — Faksimile-Nachdruck 1978.
- Freie Vereinigung zum Schutze des Waidwerks (Hsg.) (1912): Der Biber (*Castor fiber* L.). — In: Jägerlehre und Waidmannspflicht, Ehrenbuch der Waidgerechtigkeit, 122–123.
- FRIEDRICH WILHELM I., König in Preußen (1720): Renovierte und verbesserte Holtz= Mast= und Jagd=Ordnung, wie es hierfür in der Mittel, Alte, Neue, und Ücker=Marck auch im Wendischen und zugehörigen Creysen mit dem Holtz=Verkauff und sonst in denen Heyden und Gehegen gehalten werden sollte.
- FÜRST H. (Hsg. 1888): Illustriertes Forst- und Jagdlexikon.
- GRASSE J.G.T. (1885): Jägerbrevier, Jagdaltherthümer, Waidprüche und Jägerschreie, Jagdceremoniell, Jägerkünste, Jägeraberglauben etc. etc. — 2. vermehrte Aufl., I. Theil, 1–260.
- GRASHEY O. (1896): Praktisches Handbuch für Jäger, ein zuverlässiges Nachschlagbuch für das gesamte Weidwerk — 1–616.
- GROSSKOPFF J.A. (1759): Forst= Jagd= und Weidwercks=Lexicon.
- GRUNERT J.T. (1879): Jagdlehre, Unterricht im Jagdwesen für angehende Jäger.
- GUICENNANS (vor 1250): De Arte Bersandi; ein Traktat des 13. Jahrhunderts über die Jagd auf Rotwild. — In: K. LINDNER (Hsg., 1954), Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd, Bd. I.
- HARRACH E. Graf von (1953): Die Jagd im deutschen Sprachgut.
- HARTIG G.L. (1836): Lexikon für Jäger und Jagdfreunde.
- HARTIG G.L. (1852): Lehrbuch für Jäger und für die, welche es werden wollen. — 7. Aufl., herausgegeben von T. HARTIG, 2. Bd., 1–399.
- HASEDER I. & G. STINGLWAGNER (1984): Knaufs großes Jagdlexikon.
- HOHBERG W.H. von (1687): Georgica curiosa oder Adeliges Landleben. — Anderer Theil, XI. Buch: Wasser=Lust.
- JESTER F.E. (1859): Die kleine Jagd zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. — 4. Aufl. bearbeitet von C.H.E. FREIHERR VON BERG.
- KELLER C. (1897): Der Biber (*Castor fiber*). — In: Forstzoologischer Excursionsführer, 230–235.
- KELLER F.C. (1900): Der Biber, in: Der waidgerechte Jäger Österreichs. — 123.
- KOBELL F. von (1859): Wildanger, Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Bayern.
- KOEPERT O. (ca. 1922): Der Biber. — In: Vom deutschen Weidwerk, Band 3 der Naturschutz Bücherei, 69–79.
- LEMKE K. (1981): Lexikon Weidwerk. — VEB Deutscher Landwirtschaftsverlag, Berlin.
- LENK F. (1865): Der Biber im südlichen Böhmen. — Hugo's Jagd-Zeitung 8: 481-485.
- LIEBICH C. (1855): Der Biber, *Castor fiber*. — In: Compendium der Jagdkunde, 98–99.
- LINCKE M. (1938): Biber. — In: Der Wildschaden in Wald und Flur und die Mittel zu seiner Verminderung, 78–84.
- MAGER F. (1941): Wildbahn und Jagd Altpreußens im Wandel der geschichtlichen Jahrhunderte. — 319 Seiten.
- NELLENBURG R. (1885): Der Biber, ein Beitrag zur Naturgeschichte der Jagdthiere. — Hugo's Jagd-Zeitung 28: 234–240, 264–267.
- OBERLÄNDER (1900): Der Lehrprinz, ein Führer für angehende Jäger. — 528 Seiten.
- ORTEGA Y GASSET J. (1985) : Meditationen über die Jagd. — Aus dem Spanischen übersetzt von G. LEPIORZ, 5. Aufl., 1–100.
- RAESFELD F. von (1931): Das deutsche Weidwerk, ein Lehr= und Handbuch der Jagd. — 4. Aufl., herausgegeben von E. Graf SILVA TAROUCA.
- REGENER E. (1861): Jagdmethoden und Fanggeheimnisse, ein Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber. — 2. Aufl..
- RIESENTHAL O. von (1880): Der Biber, *Castor fiber* L. — In: Das Weidwerk, Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Thiere, 162–167.
- RÖHRIG F. (1933): Das Weidwerk; Wald und Weidwerk in Geschichte und Gegenwart. — Herausgegeben von HILF R.B. & F. RÖHRIG, 2. Teil.
- SCHÄFF E. (1907): Jagdtierkunde, Naturgeschichte der in Deutschland heimischen Wildarten.

- SIEBER J. (1999): The Austrian Beaver, *Castor fiber*, Reintroduction Program. —In: BUSHER P.E. & R.M. DZIECIOLOWSKI (Hsg.): Beaver Protection, Management, and Utilization in Europa and North America, 37–41.
- SOERGEL W. (1922): Die Jagd der Vorzeit.
- STAHL D. (1979): Wild – Lebendige Umwelt, Probleme von Jagd, Tierschutz und Ökologie geschichtlich dargestellt und dokumentiert. — Reihe Orbis Academicus, Sonderbände 2/1 ff..
- STRASSER VON KOLLMITZ M. (ca. 1630): Ain Puech von allerlai Jägerei und Waidmanschafften. — In: K. LINDNER (1976): Das Jagdbuch des MARTIN STRASSER VON KOLLMITZ.
- TOYNBEE J.M.C. (1983): Tierwelt der Antike. – Kulturgeschichte der antiken Welt. Band 17, 489 Seiten.
- TRAIN K. von (1877): Des gerechten und vollkommenen Waidmanns neue Praktika zu Holz, Feld und Wasser; oder die edle Jägerei nach allen ihren Theilen. — 5. Aufl., bearbeitet von C. E. Freiherrn von THÜNGEN.
- TRATZ E.P. (1934): Vom Castor, dem Biber. — In: Alpenwild in Vergangenheit und Gegenwart, 56–65.
- VOLKMANN H. (1906): Das Weidwerk mit besonderer Berücksichtigung des Hochgebirges, ein Hand- und Lehrbuch für Jagdherren, Jäger und Jagdfreunde.
- WALLMEYER B. (1951): Pelztragende Tiere. — 1-215.
- WEINZIERL H. (1973): Projekt Biber, Wiedereinbürgerung von Tieren. — 1–63.
- WILDUNGEN L.C.E.H.F. von (1807): Der Biber *Castor fiber*. — In: P. von SAMETZKI (Hsg., 1879), L.C.E.H.F. von WILDUNGEN, Kurhessischer Oberforstmeister zu Marburg, gesammelte Schriften für Jäger, Jagd- und Naturfreunde, 2. Theil: Jagdbare Säugethiere, 174–193.
- WINCKELL G.F.D. aus dem (1821): Vom Biber. — In: Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, 2. vermehrte und umgearbeitete Aufl., 2. Theil, 101–132.
- WINCKELL G.F.D. aus dem & J.J. von TSCHUDI (1858): Der Biber. — In: Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, 3. Aufl., 2. Band, 361–381.
- ZAHNER V. (1994): Der Biber – ein Waldtier, Überlegungen zu seiner Wiedereinbürgerung aus forstlicher Sicht. — Bayerisches Landesamt für Umweltschutz, Beiträge zum Artenschutz 18, Biber, 57–60.
- ZDAREK R. (1908): Lehrbuch der Jagdwissenschaft. — 1–334.

Anschrift des Verfassers

Dipl.Ing. Dr. Johannes DIEBERGER
Institut für Wildbiologie und Jagdwirtschaft
Universität für Bodenkultur Wien
Peter Jordanstraße 76
A-1190 Wien/Austria
e-mail: johannes.dieberger@boku.ac.at

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Denisia](#)

Jahr/Year: 2003

Band/Volume: [0009](#)

Autor(en)/Author(s): Dieberger Johannes

Artikel/Article: [Die Bejagung des Bibers \(*Castor fiber* L.\) von der Steinzeit bis zur Gegenwart 21-46](#)